

Als Du starbst,
knüpft ich nen Kranz,
als ich verstand
flocht ich ein Band.
als ich's trug
brannte mein Genick,
als ich sprang
taucht ich in neues Glück

Böse Blumen

Martin Teuschel

Berlin, Juli 2010

www.berlinerplakate.de

Inhaltsverzeichnis

Tor zum Herzen	5
Das Biest	5
Gedankenflut	25
Das Hochzeitskleid	25
Unheimlich christlich	33
Es ist ein Gespenst	33
Vom Himmel und von der Hoelle	57

Die Welt	68
Wellen	68
Lumane	69
Jahre	76
Nordbahn	76
Stellas Licht	78
Erziehung	79
Kinderstube	79
Menschlichkeit	80
Herbst, vor dem Winter	80
Und...	82
Copyright	82
Kontakt	82

Tor zum Herzen

Das Biest

Dein mexikanisches Gesicht lag unbekannt in meiner Hand. Deine Augen waren braun. Deine Augenbrauen dünne Linien. Deine Nase zauberte mit dem Joch sinnliche Konturen. Deine junge Haut schimmerte braun. Deine Lippen hatte ich verklebt. Eine Träne zitterte ängstlich auf Deiner Wange. „Weine nicht“, hörte ich mich sagen. Aus weiter Ferne. Mit scharfer Klinge nahm ich

Deine Träne und hob sie zärtlich zum vollen Mond. Auf der Scheide verfiel sich sein Glanz im Rinnsal Deines nassen Salzes. Kraftvoll stieß ich mein langes Messer ins himmlische Licht und hörte meinen lauten Schrei: Das Tier war erwacht. „Du träumst“, weckte mich. Ich war verwirrt. Du: Blond. Das war Wirklichkeit. Sybille. Sweet sixteen. Es war gut Dich zu sehen. Du küsstest mich. Ich erwiderte gerne. Wir umarmten uns, stahlen einander Zärtlichkeit, schwan-

gen in Harmonie und als ich von hinten über Deine Berge ins blonde Tal blickte fand mich übermenschliche Kraft: Du stöhntest, zucktest und fielst ohne Macht. Unbesonnen vergnügte ich mich noch weiter an Deiner Leblosigkeit, bis das Tier verschwand: Ich sah Dich an, fiel erschöpft neben Dich, küßte Deinen Rücken. Und weinte: Verzweifelt. Ich fühlte mich fremd. Nie hatte ich solche Gewalt gelebt. Nicht im Traum, nicht im Wachen. Ihr Erscheinen ängstigte mich. Du lagst da. Und Dich rührte nichts.

Einen Monat später träumte ich von Dunkelheit und orientierte mich nasal. Ich witterte einen Dushraum. In feuchter Luft bissen sanitäre Chemikalien scharf in mein

Sinnesorgan. Chlordämpfe und Desinfektion reizten meine Schleimhäute und aufdringliche Shampoos mischten Parfüm- und Deoreste zu Brodem in meinem Atem. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an das Dunkle. Ich war lange dort. Ich wartete. Lauerte. Starrte geduldig auf Kacheln, und fand in passierenden Winden Partikel menschlichen Aromas: Weiblich schlichen Urinreste und Menstruiertes zu mir. Schweiß würzte und Hautschilfe von Horn und Potenzückten mich, wie die Spuren vom Haar- und Wimpernbukett. Ich harrete aus. Wartete auf Frau. Der Mond trieb Schatten bis sich die Tür unter betrunkenem Kichern öffnete. Die Lichtflut warf mir neue Düfte zu. Ich er-

kannte die Jungfrau. Sie war allein. Sie war sorglos. Alkoholversetzer Schweiß berührte nach seiner Reise zur Haut eingezogene Cremes und traf zuletzt Raucharoma bevor er sich dem Dunst des Raums anschloss. In einer Plastikflasche erkannte ich Pfirsichwolken. Ich wartete. Lauschte. Sie war allein. Ihre Kleidung fiel. Blut pumpte. In ihr. In mir. Süß und schwer. Ich erwachte. Die Bestie heulte. Ich sah mich um. Ich war allein. Ich hatte widerstanden. Das Monster schien besiegt. Ich stand auf, trat ans Fenster und nippte an meiner Stadt. Wolken bemalten den Vollmond. Autos hallten von der Straße. Ich zog mich an. War hellwach. Um den Schlaf gebracht. Ich irrte in dunkle Gassen,

lauschte meinem Schritt und mich quälte ein Haufen voller Gedanken. „Warum beherrschte mich diese Gewalt? Was fesselte mich? Warum träumte ich sie? Ich verabscheute sie. Von jeher. Jeder meiner Freunde könnte das bezeugen. Mein Sanftmut war bekannt. Horrorfilme sah ich nie zu Ende. Die Nachrichten verursachten mir Übelkeit. Warum hatte ich diese Träume? Woher kamen diese Fantasien? Vielleicht sollte ich mit jemanden darüber sprechen. Vielleicht... Doch mit wem? Sybille? Würde sie mich verstehen?“ Ich zweifelte an ihrer Reife. Geistig besuchte ich meine Freunde, stellte mir vor, wie ich meine Besorgnis zu teilen suchte. Doch ich kannte meine Freunde. Lan-

ge und gut. „Träume sind Schäume“, hieß es bei den einen, bei den anderen käme es zu esoterischen Handlungen, oder Traumdeutereien, die ich gänzlich ablehnte. Jochen würde mir Schlafmittel empfehlen. Egal warum. Die empfahl er immer. Ich selbst neigte zum Ersten. Hatte nicht viel übrig für Träume. Träumte ja auch sonst nie. Nur bei Vollmond. Bedrückt blickte ich auf und beobachtete die Motten. Sie tanzten im Laternenlicht.

Sternenklar brachte der nächste Vollmond das Tier. Ich liess es zu. Ich war Teil seines Ganzen. Tränen mischte ich mit Blut und Speichel. Ich roch Leid und säte Schmerz: Und ich brüllte! Ich fühlte mich stark. Sy-

bille weckte mich. Wieder hörte ich ihr :“Du träumst nur!“, doch diesmal kam ich ihrem Kuss zuvor. Fest presste ich meinen Mund auf ihren, stahl ihren Hauch, bevor ich meine Blonde gierig umschlang und in meine Arme fesselte, damit Leidenschaft sie verbrannte. Die nächsten Tage bereute ich meinen Traum. Mir war seltsam zumute: Zwitterig. Zum einen genoß ich die entmenschte Gewalt der Bestie in mir. Ich war, dass spürte besonders Sybille, zum feurigen Liebhaber geworden. Zum Anderen litt ich mit meinem Opfer. Meine Gemeinheiten wurden meine Erinnerung. Ihre Folter, die sie unter salzigen Tränen ertragen hatte, brannte in meiner Seele. Ihr Schmerz war meiner. Ich fühlte mit

ihr. Wie glücklich war ich, das sie Fantasie war. Doch selbst dieser war ich zu sensibel. Tagträume begleiteten das Martyrium misshandelnder Frauen. Es gab sie überall! Wie schlimm es um sie stand war kein Geheimnis: Anal verletzt in afrikanischen Krisengebieten, in Arabien im Harem penetriert, als Politische mit glühenden Eisen verunstaltet und Salzige tätowierter Japaner in Tokios Bordellen schluckend... Und hier? In meinem Deutschland wurden sie in verschlossener Dorfgemeinschaft ehelich gebeugt und schlechter als Tiere gehalten. Welches Leid es gab. Ich weinte oft. Zerbrach meinen Kopf über die Rettung dieser Frauen. Schwor feierlich ihnen zu helfen. Nie zuvor hatte ich

ihnen gedacht. Nein, nie. Zur Gleichberechtigung hatte ich mich stets bekannt. Bemühte mich mir gebotene Vorzüge des Patriarchats, weiterzureichen. Und fielen mir diese doch zu schämte ich mich dafür. Und doch hatte ich meine Vorteile. Wie von der Bestie, die mich in meinen Träumen überkam. Beklemmt wandelte ich mich.

Wieder Vollmond. Meine Augen waren geschärft. Ich sah meine Umgebung deutlich. Ich verharrte nicht mehr wartend. Mit Neugier erkundete ich mein Revier. Es war ein großer L-Förmiger Duschaum. Im vorderen Teil gab es siebzehn Duschen. Morgens saßen in Mittelgängen nackte Mädchen aus der ganzen Welt dicht an dicht und

schnatterten miteinander. Lüstern folgte ich dem Bild: Handtücher um Köpfe geschlagen, Tropfen perlten auf junge Häute, Wasserdampf schwächte ihre Sinne. Ich war dabei. Ungesehen atmete ich ihre Luft. Ich spürte Gefährliches in meinen Adern. Die Vision verschwamm. Keine junge Frau seifte sich mehr hinter den Klapptüren ein. Ich drehte mich. Auf den Wänden leuchteten Kacheln glatt ins Dunkel. Stein für Stein erkannte ich das gebrannte Wandbild. Ich berührte es. Kühl und Lebendig fühlte ich das Werk an meiner Haut und wurde Zeuge meisterhafter Handwerkskunst. Ich sah Frauen aller Altersgruppen ihr großes Bild malen: Verspielte Szenen mit Delfinen und Einhörnern, die

am Regenbogen tollten, bis er hinter Bergen im Elfental verschwand. Liebevoll zeichneten Frauen auf Papier Fantasien, die nach mehreren Schritten und Ofenfeuer zu einem Steinernen Puzzle wuchsen. Dusche um Dusche erzählte es eine Geschichte und während ein Traum den anderen erlöste bewegte ich mich in den schmalen, langen Teil der L-Form. Das Miteinander schwand. Leer zog sich der Gang an vierzehn Kabinen vorbei. Meterweise verdunkelte sich das Szenario: Elfen wurden Zwerge. Goldkessel reihten sich. Schneewittchen schlief traumlos. Und Rotkäppchen fehlte nicht und öffnete Großmutter's Tür. „Passend!“, lachte mein Biest. „Stimmt...“, erwiderte ich zynisch. Und erst als ich das

letzte Dunkel dieser hinteren Ecke beschnuppert hatte, begann mein Warten. In guter Position verharrte ich. Wieder flutete Licht Weibchenduft durch die Tür. Wieder ihre Stimme, schon ganz vertraut, wieder kam sie herein, trällerte trunken ihr Lied, ging an mir vorbei. Ganz allein ging sie um die Ecke, in den schmalen Trakt und ich fühlte, während sich meine rauhen Hände rieben, mein kaltes Lächeln. Und ich brüllte mit blutenden Lippen. Brüllte laut in die Nacht. Wieder weckte mich Sybille: „Du träumst, mein Liebster“. Kurz knurrte ich und verschlang sie innig. Mein Kuss drang tief in ihr Herz, meine Hände spürten ihren Körper, mein Wahn presste sie und meine Zähne bis-

sen. Sie schrie wie ich und riss ihre Nägel in meinem Rücken. Das Blut brannte im Schweiß und das Biest hob ihre Hüfte und stemmte sich gegen ihr Becken und sie fühlte des Tieres Manneskraft in sich wüten. Das Biest brüllte, sie sah mich an. Sie sah mich nicht. Ich sah Angst. Sie: Fremdes Gesicht. Und ihr Körper federte in die Luft von Stößen, die ihre Lust feuerten. Wie sie schrie. Und wie sie litt. Und wie er ritt. Im Mondenlicht. Atempause. Sybille lag neben mir. Das Biest war weg. Unsere Augen wachten über den anderen. Sanft streichelten Hände. Fragen lagen in ihrem Blick und eine fiel von ihrer Zunge. „Wovon träumst Du?“, fragte sie. Tief verliebt sah ich in ihr Gesicht und

log: „Weiß nicht...“ und die folgenden Gedanken kämpften mit dieser Lüge. „Träume sind Schäume“, dachte ich. Sybille streichelte mich. Ich hatte es verdient. Denn bald schlief sie tief. Und während ich wachte, schienen der Mond auf das Bett.

Viele Monde später war Sybille Vergangenheit und die Trennung hatte Hass entfacht. Das Mitleid mit den Opfern meiner Träume sank. Ich schlief allein. Das Biest begleitete mich. Meine Hand vollzog rauhen Sex. Aus den Träumen wanderte das Biest ins Wache. Ich lebte damit. Merkte wenig von meiner Veränderung. Vielleicht merkten andere mehr. Niemand redete darüber. Mein achtunddreißigster Geburtstag verlief leise,

nur unterbrochen vom Telefon. „Herzlichen Glückwunsch“, riefen Freunde. Sie wunderten, dass ich nicht geladen hatte. Ich wunderte mich selbst. Ich hatte vorher nicht daran gedacht. Vielleicht lag es an der Trennung von Sybille. Ihr Verlust hatte mir mehr zugesetzt, als ich befürchtet hatte. Sweet Sixteen. Beendete Liebe. Gefühlsachterbahn. Haß und Liebe trafen sich oft.

Und wieder schien der Mond durch mein Fenster. Ich saß auf meinem Bett. Mein Körper war stark. Dunkle Haut glänzte unter schwarzem Haar. Ich besah die Schatten, die weißes Laken zerschnitten. Ich fühlte das Tier. Es war in mir und pulste kräftig. Ich sah zum Fenster. Der Mond war längst

nicht mehr weiß. Er blutete. Ich hob meinen Kopf nach hinten, streckte meine Kehle weit vor und bewegte mich. Vor dem Spiegel blieb ich stehen und sah mich an: War kein Mann mehr, war das Tier. Mein Penis wucherte aus den Lenden, Muskeln umrankten meinen Körper wie Legenden vergangener Zeiten. Mein Gang war aufrecht, meine Wuchs kräftiger als der eines Bullen. Langsam drehte ich meine breiten Schultern empor und imponierte mir selbst. Dann verließ ich die Wohnung. Auf der Straße verbarg mein Instinkt mich vor fremden Blicken. Schnell schoss ich durch die Straßen, roch warmen Frühlingwind. Den liebte ich von ganzem Herzen. Und im Frühlingwind roch

ich alle frischen Kräuter, als hätte ich ihre Nuancen schon immer gekannt. Brennessel, Löwenzahn, Gänseblümchen und Minze tanzten mit jungen Eichen- und Kastanienrieben. Hundedüfte und Katzenfährten lagen neben tausenden menschlichen Aromen, die aus geöffneten Fenstern auf die Straße fielen. Schnell fand ich heraus, wen ich mochte und wen nicht, und war mir unter einem Fenster sicher: Dort hatte eine Frau die Decke weg gestrampelt. Ich fand ihren Atemduft und den von unten. Doch mein Ziel war ein anderes. Ich schlich weiter. Als die Straßenlichter dunkler wurden öffneten sich meine Augen. Gefährlich ruhig glühten sie in die Nacht. Ein Haus stand vor mir.

Dorthin trieb es mich. Bunt bemalte Wände schützten junges Blut. Ich war nie zuvor da gewesen und doch erkannte ich es sofort. Drinnen hatte ich viele Nächte gewartet. Gewartet auf trunkenes Kichern. Gewartet auf Dich. Meine Jungfrau. Schnell fand ich heraus, wo ich eindringen konnte. Unbemerkt von fremden Blicken fand ich den Einstieg durch ein Kellerfenster und kroch in die Dunkelheit. Ich hob meine Nase. Schnupperte. Fein atmete ich ein, filterte aus altem Bratenfett und Sportgeruch Bekanntes. Zwischen Schränken erschnupperte ich in Koffern gepackte Wäsche. Tiefer Atmen wechselte mit konzentriertem Schnuppern. Langsam sog ich die Luft. Fand Scharfes.

Ich kannte es, doch schnell wußte ich den Unterschied zum Gesuchten zu benennen. Das Zweite stimmte nicht. Spuren menschlicher Fäkalien. Leise entfernte ich mich, schlich noch einmal um die Treppe, die nach oben führte. Nein, ich war schon richtig. Der Luftdruck stimmte. Ich folgte dieser Spur. Fand eine Tür, ging hindurch. Zur Rechten hörte ich leise Menschen atmen, links lockte Erwartung: Ätzend rissen Desinfektionsmittel meine Nase und verriet den Ort. Behutsam öffnete ich die Tür. Das war das Dort. Feuchte Luft und Frauenduft. Ich hatte die Spur, folgte der Witterung und öffnete Türen. Wie gut ich mich zurecht fand. Jede Tür, jede Duschbank, die Bilder auf ge-

brannten Kacheln. Alles stimmte. Und hinten, am Ende des großen Raums lockte auf dem Boden ein silberner Strahl. Er zog mich an, ich ging hin und folgte seiner Magie. Die silberne Farbe reichte fast zum Raumende, kroch schräg die Wand zum Fenster hinauf und endete draußen im Mond. Ich wollte nicht mehr aufrecht stehen. Kroch auf alle viere, schnüffelte aufgeregt: Fand altes Haar in Kachelritzen und betörte mich an im Boden beginnenden Abflüssen. Wieviel weibliche Körperreste hier schon entschwunden waren. Scheidensäfte und Hautpartikel lockten mich und ich rieb meine Kehle fest daran um ihren Duft aufzunehmen. Ich mochte diesen Ort. Er schien paradisisch. Schnell

erschnüffelte ich fremde Menschen, und erstaunte als ich Sybilles Odeur erkannte. Doch zum Wundern war ich zuviel Tier. Und mitten im Schnüffeln, reiben und markieren durchzuckte mich eine jähe Ahnung. Ich verhielt mich still. Spitzte meine Ohren. Und fand einen kleinen Platz für mich. Die erste Dusche hinter der Ecke war gut gewesen. In allen Träumen. Darauf verließ ich mich. Und die Tür öffnete sich. Bekanntes kichern. Deine vertraute betrunkene Stimme durchbrach die Dunkelheit. Du sangst Dein Lied. Wie jedesmal. Doch diesmal roch ich dich ganz genau. Ich erkannte Deine achtzehn Jahre, ich roch Deinen Zyklus, die Vergangenheit deiner letzten Menstruation, die Ganzheit

deines Jungfernhütchens. Und Du hattest noch nicht einmal die Tür geschlossen. Wie in jedem meiner Träume hattest Du deine Duschtasche bei Dir. Stärker als je zuvor roch ich den Pfirsichduft aus der Flasche und dazu roch ich ganz genau den alten Pfirsichgeruch vom gestrigen Tag auf Deiner Haut. Und wie in allen Träumen verliesst Du Dich auf Deine Augen. Ohne Licht folgtest Du den Kachelnien zum Silberstrahl, der auch mich zuvor betörte. Du kamst zu mir. Schritt für Schritt und Deinen Finger hörte ich beschwingte Kurven an die Wände zeichnen. Bald warst Du bei mir: Als du an meiner Duschkabine vorbeigingst und wie in allen Träumen zu der letzten gingst, die

nie vom Mondenschein berührt worden war, war ich wilder als je zuvor. Doch ich hielt still. Fast wahnsinnig machte mich Deine unbekümmerte Nähe, Dein weicher Schritt hallte mir in den Ohren, daß sie vor Schmerz zitterten. Als wären die Trommelfelle für Paukenschläge mißbraucht. Ich saugte Dich auf. Lauschte Deinem Atem. Der Gesang paradiesischer Fantasievögel wurde wie vom Wind zu mir getrieben. Vorsichtig lugte ich unter die Schwingtür meiner Dusche hervor. Dort standest Du, allein und nackt und warst bereit zu verschwinden. Als ich die Schwingtüren klappen hörte und das Wasser rauschte, schlich ich mich zur Tür. Mit einem Besen verriegelt ich sie und erhob mich.

Zweibeinig und stolz kam ich zu Dir, zu Deinem Wasserrauschen, zu Deinen geschlossenen Augen und schloss mit meiner Pranke Deinen Mund. Deine Augen rissen weit auf, doch Dein Schrei verschwand in meiner linken. Die rechte würgte Dich. Bedrohlich knurrte ich und spürte Deinen Widerstand schwinden. Du wurdest weich, Du wusstest um meiner rechten Stärke. Und meine linke ließ von Deinem Mund in den ich tief eindrang. Ich zerbiss Deine Lippen und genoss den blutigen Atem. Du warst gelähmt. Ich küsste Deinen Hals, Deine Augen, führte Deine Hände an meinen Körper. Ich roch Deinen Duft. Die Angst drang aus Deinen Poren. Und noch viel mehr Deine Hilflosig-

keit und Deine Fruchtbarkeit. Und so nahm ich Dich hoch, führte Deine Schenkel um meine Hüften und fand Dich. Du stöhntest auf. Blut floss, Deine Scheide schmerzte Dich und meine Hand umschloss Deinen Mund. Und ich stieß zu. Immer wieder. Berührte Deine Brüste, berührte Dein Wesen, fühlte unsere Vereinigung, Deinen Hass, Deine Abscheu, Deine Verzweiflung und meine Liebe, mein Verlangen und meine Höllenfreude. Tief und oft drang ich in Dich ein. Stieß Dich immer wieder und erst als ich meinen Samen in Dich pflanzte drehte ich dich um. Deine Hände legte ich um die Dusche, Deinen Körper trug ich in die Luft. Du mustest Dich festhalten, hattest keine Wahl.

Ich befahl es dir. Nicht mit Worten, nein, mit gefährlichem Knurren. Und Du wusstest ganz genau um seine Bedeutung. Als Du Ohnmächtig wurdest verloren Deine Hände ihren Halt. Wir knallten gegen die Duscha-matur, Du sacktest kraftlos zu Boden. Ich war wütend, brüllte laut auf Dich, doch Du bewegtest Dich nicht. Lagst da wie Tot. Ich lauschte: Fand Deinem Atem. Deinen Herzschlag. Dein Leben. Ich drehte Dich auf den Rücken, betrachtete Dich. Deine Ohnmacht zauberte ein neues Licht in deine Dunkelheit. Deine gebräunte Haut wirkte Blass, Deine dünnen Augenbrauen, schienen wie die Strahlen einer ägyptischen Göttin. Ich setzte mich auf Dich, war noch immer voll

tierischer Wut und Lust. Deinen jungen, festen Busen zierten braune Knospen, Deine von Bissen blutenden Lippen waren geschwollen und leuchteten wie die Wünsche eines Mannes. Ich betastete Dich, streichelte mit meinen Pranken Deine Jugend, erfuhr Geheimnisse aus Deiner Kindheit und spürte das Reifen meiner Frucht in Dir. Es war ein Geheimnis, das dieses Kind geboren werden würde. Still und allein, unter Scham und Verdammung. Dein Kind. Mein Kind. Unser Kind. Ungewünscht und doch geliebt würden Deine jungen Brüste es säugen, Dein Hände es behüten, Deine Worte es trösten und der Mond es führen. Ich öffnete die Dusche: Ich nahm Wasser und Seife und reinig-

te Dich von meinen Spuren. Dann trocknete ich Dich in Deinem tiefen Schlaf, küsste Dich tausend Mal und salbte Dich mit Deinen Cremes. Du warst die Königin der Bestie. Der Mond hatte dich gefunden. Ich sah auf zum Fenster. Der Mond war verschwunden. Und ich folgte ihm. In meinem Bett sah ich das Morgengrauen. Ich schlief nicht mehr. Spürte langsam nach, wie das Biest mich verliess. Im Spiegel sah ich meine Muskeln ausdünnen, meine Schultern wurden wieder schmal und die Röte blieb nur noch in Streifen in meinen Augen. Es war ein Traum hoffte ich. Aber tief in mir fürchtete ich seine Wirklichkeit. Ich sah mich an, spürte meine Kräfte schwinden, trauerte den wohligen

Frühlingsdüften nach, deren Präsenz immer dürftiger wurde. Die Sonne verdrängte den Mond und in mir wuchs das Gefühl Marioulette einer archaischen Magie gewesen zu sein.

Anders als die Träume kam Sybille zurück. Wir trafen uns, aus sweet sixteen wurden Siebzehn und sie wollte ihren Geburtstag mit Freunden feiern. Und mir. Das stimmte mich kaum mutig, denn die Anwesenheit von Sybilles Freunden langweilte mich. Die meisten waren in Sybilles Alter. Doch Sybille war eine Teufelin und überzeugte mich mit ihrem Einsatz weiblicher Vorzüge. Der Geburtstag nahte. Je öfter ich mich mit ihr, Anna und zu meinem Leid mit Jaques zu Geburtstagsvor-

bereitungen treffen musste, umso mehr litt ich unter ihrer Jugend. „Man kann nicht alles haben“, dachte ich oft und klammerte mich an das was ich hatte. Anna war nett und unterhaltsam, im Gegensatz zu Sybille aber viel mehr Mädchen. Jaques hingegen war eine pubertäre Katastrophe, zeigte sich stets besserwissend und schien sich schon jetzt auf seine diplomatische Zukunft auszurufen, deren er sich sicher sein konnte. Denn auch im modernen Frankreich überlebte die Bedeutung aristokratischen Blutes. Der Revolution trotzend. Ich hielt Jaques für einen Kotzbrocken erster Klasse. Ich war sicher, dass er in seinem Leben viel Böses anrichten würde. Sybille wollte ihren Geburtstag

im „Tor zum Herzen“ feiern. „Auch das noch...“, dachte ich. Ich hatte schon einiges davon gehört. Ein Jugendclub voll von Teenies. Ich hörte schon die anderen flüstern. Und sah mich als Betreuer da stehen. Aber so ist das wohl, wenn ein Mann in der Blüte seines Lebens eine Jungnymphe liebt. „So ist das wohl...“, dachte ich ziemlich oft. Ihr Geburtstag hatte alles: Rosen, Champagner und teurer Schmuck betörten meine Liebste und als wir zum „Tor zum Herzen“ kamen, erschrak ich: Ich kannte das Gebäude, das Haus, die Graffiti aus meinen Träumen. Unauffällig schnupperte ich nach vertrauten, doch ich konnte nicht mehr wahrnehmen als andere auch. „Ein Deja-

Vu“, dachte ich und faßte mich. „Nur ein Deja-Vu“, versuchte ich mich zu beruhigen. Doch mir war unbehaglich. Wir traten in das Gebäude ein. Glücklicherweise war mir hier alles fremd. Der Portier empfing uns, ich wurde als Sybilles Gast eingetragen und wanderte mit meinem Blick. Dieser fiel auf eine Überwachungskamera. Ich wunderte mich. Sybille hatte mir soviel von Freiheit erzählt. Sybille schaute mich an. „Erinnerst Du Dich nicht?“, und wurde ein bisschen traurig, denn sie wurde an die Zeit unserer Trennung erinnert. „Ach nein, kannst Du ja gar nicht.“, wußte sie. „Die Kameras sind neu. Weil ein Mädchen vergewaltigt wurde.“ Ich war entsetzt. Mein Traum.

Mein Deja-Vu. Meine Wahrheit. Ich hielt den Atem an und wagte mich in das Innere. Mein Herz klopfte laut, als ich in das „Tor zum Herzen“ schritt. Später tanzten wir auf der Party. Meine Befürchtungen erwiesen sich als falsch. Ich war nicht der älteste und es gab einige interessante Gesprächspartner. Ich hatte mich getäuscht. Das war hier kein Jugendclub. Ich fühlte mich gut aufgehoben. Bis ich Dich sah. Wiedererkannte. Nicht nur Dein Gesicht. Auch Deine Frucht. Du warst noch schöner als in unserer Nacht. Dein Haar war schwarz und lang. Ich erinnerte mich daran, wie es sich auf Deinem Rücken geteilt hatte. Erinnerste mich an die Haut unter meinen Händen und roch Dein

Ungeborenes. Ich starrte dich an. Und Du kamst auf mich zu. Ganz dicht. Du musterst mich. Ich blieb starr. Folgte nur Deinen Augen. Deinen schmalen Augenbrauen. Deinen dichten Wimpern. Bis Du bei mir warst. Tief blicktest du in meine Augen. Und ich blickte in Deine. Dann kam Sybille. Eifersucht war in ihr entfacht. „Kennt ihr euch?“. Ich war verwirrt. Reagierte nur. „Nein. Noch nicht.“ und ich stellte mich vor. Die Mexikanerin stellte sich ihrerseits vor, und bemerkte: „Komisch mir war so, als hätten wir uns schon einmal gesehen.“.

„Nein, bei ihrer Schönheit. Sicher würde ich mich erinnern.“, log ich charmant. Es galt meine Haut zu retten. Sie musterte mich

noch einmal: „Sind sie sicher?“ „Ganz sicher.“, beteuerte ich. Enttäuscht wand sie sich ab. Sybille flüsterte mir zu : „Das ist die, die Vergewaltigt wurde.“ „Ich weiß.“, flüsterte ich zurück und wünschte mir die Worte nie gesagt zu haben. Sybille sah mich an: „Wieso?“ „Ich weiß nicht.“, sagte ich. Ich entschuldigte mich und ging hinaus. Ich vergaß mich umzukleiden und ging mit der Clubkleidung auf die Straße. Ich winkte ein Taxi heran, fuhr nach Hause, buchte ein Flugzeug, packte meine Koffer und floh ohne Abschied nach Muh-Dan-Jiang in mein Gefängnis.

Ich sühte. Vierzig Jahre lang lebte ich in der Fremde. Keinen meiner Freunde hat-

te ich wiedergesehen und neue Freunde erlaubte mein Misstrauen nicht. Jeder konnte mein Monster sein. Mein Gefängnis war ein buddhistisches Kloster. Die Mönche dort begegneten mir mit Respekt und Freundschaft. Die Freundschaft erwiderte ich nie. Nur den Respekt. Ich litt unter meiner Wahrheit. Und schämte mich sehr. Bekannte sie nie. Ich fürchtete die Bestie zu sehr. Niemand wußte von ihr. Wenn der Morgen die Nacht besiegte stieg ich ins Tal und wusch mich im kalten Wasser. Dann setzte ich mich am Fluss und sah ihm zu. Als mein Schmutz geflohen war, füllte ich die Eimer. Nach alter Sitte lud ich sie auf meine Schultern und trug sie zum Tempel. Sooft bis ich für je-

den Mönch zwei Eimer gebracht hatte. Müde pausierte ich, bevor ich den Garten pflegte, vor dem die Mönche meditierten. Ich erfuhr nie was sie meditierten. Ich hatte nur eine Bitte, die sie stets erfüllten und nie hinterfragten. Sie sperrten mich bei Vollmond ein. Nutzlos. Die Bestie kehrte nie zurück. Stattdessen meine Tränen. Meine Erinnerung an die Gewalt. Mein Mitleid mit all den Frauen, denen Bestien begegnet waren wuchs immer mehr. Morgens öffneten mir die Mönche. Sie legten mir Mitfühlend eine Hand auf die Schulter. Ich spürte ihre Wärme, nahm die Hand weg und ging hinaus. Ich schulterte die Eimer und ging zum Fluss.

Als reicher Mann sah ich meinem Ende

entgegen. Reich und voller Reue. Gut angelegtes Geld aus erster Lebenshälfte hatte sich vermehrt. Unermeßlich vermehrt. Es stand meinem Erben zu. Ich verabredete mich mit einem Notar, veranlasste das Nötige und zog in die Berge um dort einsam und beschämt zu sterben.

Ein großer Moment. Nicht für den Notar, aber für Xenias Familie. Nüchtern verlas er das Testament. Die Mexikaner in seiner Kanzlei lauschten ihm. Hände schlugen vor Münder, Augen weiteten sich. Die alte Legende der Bestie wurde das erste Mal von außen zur Familie getragen. Und das von einem Notar. Und unsensibel. Als hätte die Bestie nie geschlafen. Xenias Großmut-

ter weinte. Sie erinnerte sich an die Details dieser Nacht. Und sie erinnerte sich daran, dass ihre Mutter sie zu trösten suchte. „Das ist der Preis für unsere Magie.“, hatte sie gesagt und diese seltsamen Worte hatten gewirkt. Xenias Großmutter wußte: Sie war auserwählt. Dieses Testament, in dem die Bestie die Vergewaltigung gestand, bezeugte allen Anwesenden unwiderlegbar die Wahrheit über das Tier, das seit Beginn der Zeit in ihrer Familie von Mund zu Mund weitergetragen wurde. Die Bestie hatte sich bekannt. Schwarz auf Weiss. Großes Ehrgefühl durchströmte die unerwartet reich gewordenen Erben.

Gedankenflut

Nach Gedankenflut
bleiben der Ebbe
nackte Liebende
seitlich zugewandt liegend.
Er streichelt ihr Gesicht
strähnenfrei.
Für die Flut.

Das Hochzeitskleid

Vom Landesinneren stieß der warme Wind auf das offene Meer. Unter hohen Klippen bewegte er Wellen, deren Gischt der Mond und seine funkelnde Sternenwelt weiß benetzten. Licht schuf Sicht auf Felsen, die das Meer bemalten. Vor einem dieser Felsen ankerte das Boot zweier Liebender, die auf glattem Stein ihr Lager gefunden hatten. Verliebt, verlobt und fast verheiratet. Sie liebten einander, lebten jugendliche Gefühle und bestaunten sich im Mondschein. Licht und Schatten verliehen ihren Gesichtern eine weiche, geheimnisvolle Schönheit. Die Gewissheit um die baldige

Vermählung wuchs mit jedem Blick auf das Gegenüber. Neckisch waren ihre Küsse im verliebten Spiel. Und doch schenkte ihnen diese Leichtigkeit die Tiefe des Geliebtseins. Himmlisch ertönten Violinen. Als fremde Klänge verlauteten, erkannte die junge Frau: Die Musik war real. In leidenschaftlicher Umarmung horchte sie auf. Unbeirrt naschten seine Lippen weiter von ihrem Hals. Die Töne überragten das Wellenschlagen und wandelten sich in quietschende Dissonanzen. Verzerrte Laute stellten weibliche Haare auf. Das Mädchen versteinerte. „Hörst Du das?“, fragte sie leise. Der angehende Bräutigam, von seiner Natur geleitet, widerstrebte der Unterbrechung: „Was?“, fragte

er zurück. „Die Musik...“ Jetzt hörte auch er hin. „Ja, da ist etwas. Keine Musik. Eher Geräusche...“, dachte er wortlos. „Was ist das?“, fragte sie unsicher und erwartete seine Antwort. Sie blieb aus. Die Vertrautheit wich. Angst ersetzte sie. Die Geliebte sah sich um. Vergeblich. Keine Strandparty. Kein Lagerfeuer. Der Mann sah das Licht. Das weiße Glimmen. Den Schimmer über den Felsen. „Da oben.“, sagte er und zeigte mit dem Finger: „Da oben ist Licht. Da ist bestimmt eine Party.“ „Mit der Musik? Die klingt so... unheimlich...“ Er hatte eine Antwort: „... Freaks ...“ - „Hexen! Das sind bestimmt Hexen.“ Ihr Schluss verwirrte ihn: „Hexen? So was gibt es doch gar nicht.“

- „Doch die gibt es.“, beharrte sie, „und die feiern ... grausame Feste.“ Sie hatte davon gelesen. Geopferte Kinder und brutale Strafen für Verräter. Das war kein Aberglaube. Das war Wirklichkeit. „Ich glaube, das ist nur eine Party.“, beschwichtigte er. Doch sie hatte sich in Furcht verfangen. Ihre Augen starrten zum Klippenrand, der in den Himmel ragte. Und dann passierte es. Sie sahen es beide. Licht strahlte auf. Ein Geist erschien. Weiß mit großem Schleier. Deutlich erkennbar. Die Geisterbraut. Der jungen Frau schnürte das Herz. „Siehst Du sie? Sie sieht uns an.“ „Ja, ich sehe sie.“, sprach er mit vereistem Blut. „Ein Geist“, flüsterte sie ungehört in die Brandung. Eine schreckliche

Ahnung keimte in ihr auf.

Wochen zuvor erwachte Nora glücklich. Spike hatte ihr sein Versprechen gegeben. Endlich. Sie hatte schon lange darauf gewartet. Nora streckte sich. Sie drehte sie sich nicht zum weiterschlafen um. Nein. Mit Schwung stand sie auf und duschte. Später stand sie gewaschen, frisiert, gekleidet und gesättigt mit Handtasche und Knauf in den Händen im Treppenhaus. Ein lustvoller Knall schloss die Tür. Nora floss in die Menschenmenge. Sie wollte ihr Hochzeitskleid finden. Wo wusste sie. Oft hatte sie vor Brautmodengeschäften Träumen nachgehungen. Müller, Meier, Janssen und einige andere ließ sie hinter sich bis sie ihres Vorha-

bens Haken erkannte. Die Auswahl war groß: Brautkleider waren kurz, lang, berüsch, glatt, weiß, violett, weit oder eng. Nicht ihr Geschmack hinderte sie, sondern das, was die Kleider einte. Das Preisschild verursachte das Problem, das Brauteltern geduldig trugen. Von ihren Eltern erwartete Nora Nichts. Auch nicht in dieser Angelegenheit. Sie musste es selbst schaffen. Sie probierte alle Modelle, die ihr gefielen. Dem Geldmangel trotzend lebte sie luxuriös im Zeitwohlstand. Ihre Hand öffnete und schloss ungezählte Geschäftstüren. Sie trug Seide, genoss weiches Streicheln auf ihrer Haut und staunte vor Spiegeln über ihre unterschiedlichen Busengrößen. Schnitte entschie-

den über Größe oder Unsichtbarkeit. Die Taille formte sich schlank oder durch gerefften Stoff weit. Geschlossener Kragen, weites Dekollete, freier Rücken, kurze Ärmel, lange Schleppe. Sie probierte alle. Sie steckte ihr blondes Haar hoch, öffnete es und versteckte ihre runden Augen hinter weißem Tüll und kokettierte mit ihrem Spiegelbild. Unschuldig, schüchtern, verführerisch, mit traurigem Gesicht oder strahlendem Lachen zog sie die Ärmel hinunter oder lange Handschuhe hoch. Nach zwei Wochen unermüdlicher Anproben verflog die anfängliche Begeisterung und wandelte sich in ein festes Bild. Die Idee war geboren, ihre Vorstellung hatte Kontur und Nora begann das Kleid zu zeichnen,

das sie selbst fertigen wollte. Den Entwurf brachte sie ins „Tor zum Herzen“. Dort waren ihre Pläne bekannt und die Nähgruppe war bereit zu helfen: Bisher konnte Nora nicht einmal nähen. Jetzt wollte sie es lernen. Die Anwesenden beurteilten den Entwurf und Noras Können und kamen zu dem Schluss, dass die wöchentlichen Treffen nicht reichten. Betty betrieb eine Boutique mit Schneiderei. Sie bot Nora ihre Werkstatt und Hilfe an. Willy, Alex und Gertrud beschlossen Nora zu unterrichten und beim Nähen zu helfen. Die Geburt des Projekts „Hochzeitskleid“ endete mit der Abstimmung eines Zeitplans und Noras dankbaren Abschied. Erleichtert verließ sie das „Tor zum Herzen“.

Am nächsten Tag nahm Betty Noras Maße und erklärte ihr, wie ein Schnitt gezeichnet wird. Auf der riesigen Arbeitsplatte zeichneten sie gemeinsam das Kleid und nähten es stückweise zusammen. Die Zeit verflog und Nora verstand immer besser mit Textilien umzugehen. Ununterbrochen ratterte die Nähmaschine. Nähte wurden verschlossen und wieder getrennt. Knöpfe angenäht und gelöst. Fachbegriffe des Handwerks dehnten ihr Wissen. Nora lernte schnell, besessen und gönnte sich selten Pausen. Mit dem Verrinnen der Tage erwachten in Nora im Verborgenen schlummernde Ungeduld und Zweifel. Zeitweise vergaß sie ihr Glück im Stress. Manchmal neigte sie zu

wütenden Attacken. Gegen sich Selbst und schlimmer: Gegen ihre Helfer. Die Freunde verstanden sie, doch Noras zunehmende Aggressivität belastete alle. Es ging nicht nur um das Kleid. Nein, die Veranstaltung, die ihr Leben ändern sollte, bedrückte sie zunehmend.

An einem verregneten Mittwoch fielen Regentropfen vom Baum, der im Hinterhof bei Sonne Schatten spendete. Das Telefon klingelte. Betty nahm ab und brachte Nora die Nachricht: „Alex kommt heute nicht. Es geht ihr nicht so gut.“ Nora hatte das befürchtet. Gestern hatte sie sich mit Alex gestritten. Laut. Ungerecht. Wütend. Noras Hände verkrampften. Sie

sackte zusammen. Tränen brachen aus. Betty sah die dunkle Gemütswolke. Sie legte ihre Hand auf Noras Schulter und beugte sich zu ihr. Brennendes Augensalz und gelöster Nasenschleim mischten sich mit Speichel in schmerzverzerrter Grimasse. „Was ist los?“, fragte Betty mitfühlend. „Ich kann das nicht. Ich schaff das nicht. Ist alles zuviel. Das Kleid. Nähen lernen. Die Organisation.“ - „Vielleicht brauchst du mehr Hilfe...“ Nora hörte nicht hin. Neue Tränen verschlossen ihr Gehör. Betty setzte sich neben sie. Nahm Noras Kopf an ihre Brust. Streichelte ihr Haar. Weich schmiegte es sich durch die Finger. Minuten verstrichen. Nur unterbrochen von beruhigenden Worten und lau-

tem Schluchzen. Gefühlssterne explodierten unter den Häuten. Tief im Inneren strahlten sie zur Oberfläche und wurden Bewusstsein. Kälte wurde zu Wärme. Mütterliches zu Verlangen. Beide Frauen spürten Eins. Noras Ohr verschmolz in Bettys Herzsschlag. Das Klopfen wurde Noras Rhythmus. Sie blickte auf. Bettys Hand rutschte in ihren Nacken. Die Augen verstanden den Zauber. Blaues und grünes Funkeln versuchten sich. Die Blauen, gewässert und ohne Widerstand, näherten sich den unendlich nahen Grünen. Gerüche vertrieben Gedanken und befreiten ursprüngliche Instinkte. Die Gesichter verloren Distanz. Lippen begrüßten sich. Rotes Gefühl berauschte die Sinne, de-

ren Hände das Gegenüber die Mode raubte. Viel später, es war schon abends, kehrten den Nackten die Gedanken zurück. Frei von Angst und Schuld. Nora fühlte die neue Kraft.

Nora war aufgeregt. Es war so weit. Der große Tag. Sie legte das Hochzeitskleid auf den Boden und stieg hinein. Beide Hände zogen es hinauf. Kratzig legte sich der steife Unterrock an ihre Beine. Geschmeidige Schlangenbewegungen ermöglichten dem auf Taille geschnitten Kleid ihre Hüften, ohne Nähten zu schaden, zu passieren. Fest saß das Unterteil auf ihren Hüften. Gewandt schlüpfte sie in die Ärmel, während Betty ihr von hinten half, dass Kleid auf die

Schultern zu legen und den hochgeschlossenen Rücken bis zum Haaransatz zu verschließen. Die beiden sahen in den Spiegel. „Wirklich altmodisch!“, lachte Betty über die Rüschen und den großen Schleier. Nora lächelte zustimmend. Doch ihr war unwohl. Der große Moment. Das Lampenfieber begann. Die Hände schwitzten unter den Handschuhen. Ihr Herz klopfte laut. Sie sah durch den Vorhang. Spike war da. Mit Fliege und Smoking. Ungesehen schlich sie zu ihrem Platz in die Dunkelheit und stellte sich auf die Klippe. Ihren Blick wandte sie zum Meer. Der Wind umwehte ihren Schleier. Das Kleid flatterte. Leise ertönte die Violine. Der Vorhang öffnete sich. Weiß

leuchtete Nora im Scheinwerferlicht. Schrill kreischten Töne aus Lautsprechern. Nora atmete durch. Sie hatte es fast geschafft. Ihre erste Inszenierung. Ihr Stück. Ihre Choreographie. Ihre Planung. Jetzt ihr Können. Sie rührte sich nicht. Jeder Muskel war gespannt.. Eintausendundvier Augen beobachteten sie. Und sie begann zu tanzen.

Unheimlich christlich

Es ist ein Gespenst

Neulich in der Ewigkeit begegneten sich zwei Fremde. Stunden später drückte sie sich verängstigt an ihn. Er legte seine Arme schützend um sie.

Sie:

Am Mittwoch telefonierten Ellen und Bea. Es ging um die Verabredung am Wochenende. Ellen entschuldigte ihre Absage. Bea verstimmte. Ein "Schon wieder!"

quälte sie innerlich. Sie murmelte stumm, hörte ihre Freundin sprechen und gab sich verständnisvoll. Ihre beste Freundin hatte seit der Hochzeit mit Sebastian jedes Wiedersehen abgesagt. Die Sympathie zu Ellens Mann wankte. Zuletzt hatte Bea ihre Freundin bei der Hochzeit gesehen. An diesem Tag hatten beide, der großen Feier entsprechend, wenig Zeit füreinander gehabt. Bea war sauer und traurig, sie hatte Ellen vieles zu sagen und wünschte sich,

mit Ellen gemütlich beieinander zu sitzen. Auf dem Sofa oder am Küchentisch zu reden hätte ihr gefallen. Bea wollte Ellen sehen und fühlen. Sie vermisste ihre körperliche Nähe. Die fehlte ihr. Die Freundinnen kannten sich von klein auf. Bis letztes Jahr hatten sie sich mindestens einmal wöchentlich getroffen. „Mindestens“, dachte Bea, „eigentlich öfter.“ Nach dem Telefongespräch, besann Bea die gemeinsamen Jahre. Sie erinnerte sich an schöne Tage und an die anderen, an denen Ellen Sebastian kennen gelernt hatte. Die Tage, die die Freundschaft rieben. Schneller als erwartet waren die Verliebten verheiratet. Plötzlich war Bea alleine. Ihre beste Freundin lebte dreihundert

Kilometer entfernt mit ihrem Mann in einem Zwanzig-Seelendorf. Bea blieb in Berlin zurück. Manchmal fragte sich Bea, ob Sebastian Ellen sexuell unterdrückte. So erschienen ihr die Isolierung die Ellen erfuhr. War Ellen seine häusliche Gefangene? Ellen schien leidensfrei. Telefonierten die Freundinnen schwärmte Ellen von Sebastian. Sebastian hier, Sebastian dort. Bea war das zuviel. Nur von ihm erzählte Ellen. Auch dieses Mal, als Bea sich auf ein weiteres einsames Wochenende einrichtete, hätte Bea lieber mehr von Ellen selbst erfahren.. „Vermutlich irre ich mich und beneide nur Ellens Glück.“, tröstete sich Bea gedanklich. Das Bild vom Gutwillen ihrer besten Freundin blieb heile.

Ihre Sorge war vorerst beseitigt.

Er:

„Freitagnachmittag! Du bist gesegnet. Mein Leben wendet sich.“, lauschte Fritz seinen Gedanken. „Freitagnachmittag vermag Hoffnung zu schenken und die Arbeit vergessen zu lassen.“, dachte er. Müde verließ er das Büro. Der Ingenieur hatte fünf Tage gearbeitet. Das waren über siebzig Stunden intensiver Hingabe. Fritz hatte es satt. Er fühlte sich ausgebrannt. Er bezweifelte, daß er am Montag weiter arbeiten würde. Einige Gründe sprachen dafür: Seine Karriere, riesige Geldstapel, die sich auf seinem Konto türmten und die innere Befriedigung, die in letzter Zeit mit seinen Aufgaben wuchs. An-

dere Gründe widersprachen der Rückkehr. Die umkreiste er. Sie waren ihm bekannt. Der Schlimmste war sein Alleinsein. Die Arbeit hatte ihn hierher geführt. Die Leute, die er in Berlin kennen gelernt hatte, blieben flüchtige Bekannte. Die meisten waren ihm beruflich begegnet. Andere Bekanntschaften waren ihm auf der Straße, in Clubs oder Cafes zugefallen. Die tauchten auf, hinterließen eine Kontaktadresse aus Nummern oder Aliasen, bevor sie weiter im großstädtischen Nichts schwammen. Die Adressen sortierte der Endzwanziger gelegentlich aus dem Portemonnaie in einen Karton. Darin verwandelten sie sich in wesenlose Schriftzeichen auf Papier. Fritz hatte immer eine

Rückmeldung versichert. Sein anstrengender Alltag versagte ihm die Gelegenheit dazu und Momente, die zum Anruf genügt hätten, verschenkte er. Manchmal streckte ihn Erschöpfung nieder. Manchmal standen seine Sucht nach einem Frauenkörper und Sex oder einem flüchtigen, innig, aufflammenden Wunsch eine liebevolle Gefährtin zu finden, der kurzen Rückmeldung und der dazugehörigen Verabredung entgegen. An erotisch geladenen Tagen zeigte er Energie und Entschlossenheit. Er ging ins Leben, eroberte die Straßen und lud die schönsten Frauen der Stadt mit zauberhaften Wortspielen oder schlüpfrigen Zoten flirtend ein. Der Übermut, der ihn an solchen Tagen beglei-

tete, verhinderte, das aus den Begegnungen langfristig, tiefe menschliche Beziehungen wuchsen und erfüllte Fritz' grundlegende, kurzweilige Bedürfnisse. An diesem Freitagnachmittag, befreiten die menschlichen Missstände ernsthafte Zweifel aus dem jungen Mann. Wollte er am Montag wirklich dahin wo der Pfeffer wuchs oder zu einem anderen weit entfernten Ort gehen? Würde er sich ins Flugzeug setzen und eine Rundreise zu seinen Freunden unternehmen, die weltweit verteilt lebten? Das erwog Fritz in diesen Stunden. Er fühlte sich einsam und übel. Er suchte Hilfe. An einer Kirche parkte er und betrat etwas später das Gotteshaus. Er setzte sich in eine Reihe und fiel

ins Gebet. Er sah das Kreuz, er flehte seinen Herrn an, während Fotoapparate Ikonen fingen. Seine Lippen bebten, die Verzweiflung löste Tränen. Als er wieder auf sah kehrte das Kreuz in seine Augen zurück und schenkte ihm Hoffnung. Er fühlte sich erhört. Er lächelte, bedankte sich bei seinem Schöpfer und verließ glücklich dessen Haus. Er stieg wieder in sein Auto und fuhr heim. Seine Gedanken waren erleichtert. Fritz entspannte sich. Er löste seine Krawatte, öffnete sein Hemd und ein Bier. Er stieg in eine Jeans. Sein Anzug kam in den Schrank. Der Ingenieur schaltete den Fernseher ein und schaute zu, wie arbeitslose Talkshowgäste einander beschimpften. Er schlief friedlich

auf dem Sofa ein. Als Fritz erwachte, kehrte die Unzufriedenheit zurück. Er dachte, wie Millionen andere auch.

Er, sie und Millionen andere:

„Wieder Freitagabend. Freitagabend und dieser Ort. Ich hasse das. Warum ist nicht Dienstag? Ich würde schlafen gehen. Morgen früh arbeiten. Alles wäre so wie immer. Der Freitagabend fordert Kraft. Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll. Tanzen? Mit Arbeitskollegen ins Restaurant gehen? Dazu hätte ich mich verabreden müssen. Ich möchte keinen Kollegen sehen. Die hatte ich die ganze Woche um mich herum. Einen Menschen würde ich gerne kennen lernen. Jemand neues. Einen guten Freund oder eine Freun-

din. Jemand, der mich ein Stück durch die Einsamkeit begleitet und meine Freunde ersetzt. Die fehlen mir. Ich muss raus hier. Ich kann nicht hier bleiben. In meiner Wohnung lerne ich niemanden kennen. Gehe ich ins Theater? Nein, das ist das gleiche. Einsam ein Stück gucken. In der Pause neben Paa- ren geistreiche Gespräche belauschen. Vielleicht doch ein Restaurant? Allein an einem Tisch sitzend? Rechts die Gabel halten, mit links unkonzentriert mein Buch lesen. Hoffend, daß der großartigste Mensch der Welt mich findet, zu mir kommt und ich mein Essen mit ihm teile. Wir würden uns gegenseitig füttern. Um uns herum feiern Arbeitskollegen, Stammtische, Familien und Freudes-

kreise ihr Zusammensein, während wir sozial ausgegrenzt und frisch verliebt alle anderen vergessen. Was für ein Traum! Schwachsinn. Ich sehne mich nach Freundschaft, guten, alten Bekannten. Wäre ich bloß nie hierher gekommen. Warum kam ich in diese Stadt? Weil sie mir vielfältiges Leben mit Kunst, Kultur und nicht zuletzt Arbeit bietet. Es gibt hier tausend Möglichkeiten der Zeitgestaltung. Will ich überhaupt Zeit gestalten? Wozu? Bin ich ein Zeitgestalter? Will ich noch ein Konzert besuchen? Noch ein Theaterstück erleben? Noch einen Kinofilm sehen? Noch ein Museum durchlaufen? Oder noch ein Niemand kennen lernen? Ich könnte heulen. Vielleicht sehe ich

doch einfach fern. Das hilft zu vergessen und erschlägt Zeit. Was läuft überhaupt? Nichts neues. Was hatte ich erwartet? Es ist Freitagabend. Familienprogramm, Wiederholungen für Verstörte oder für Kinder, die zum Ausgehen zu jung und gerade alt genug für lange Fernsehabeude sind. Damit sie montags auf dem Schulweg eine Geschichte haben. Okay, ich gehe aus. Einsamkeit auf dem Sofa brauche ich nicht. Ich will raus hier. Ich muss feiern, tanzen und morgen so müde sein, daß ich den Samstag verschlafe. Der Frust muss weg, sonst drehe ich durch. So machen die anderen das ja auch. Die bleiben ja auch nicht daheim. Ja, Zuhause ist der schlechteste Ort. Also in einen Club? Ich

sollte mich endlich entscheiden. Gut, Schluss jetzt! Ich gehe tanzen. Vielleicht lerne ich jemanden kennen, verliebe mich schlagartig und leide eine Woche darunter, daß ich diesen Menschen, mein großes Dich, nicht wiedersehe. Und falls ich niemanden kennen lerne, bleibe ich einer von vielen. Anonym im Club tanzen ist besser, als alleine vor dem Spiegel zu bleiben. Im Wohnzimmer fehlen die Schlagschatten vom Stroboskop und der Nebel, in dem ich die Lieder, die aus riesigen Lautsprechern dröhnen und deren Schall meine Zellen durchflutet, mitsinge. Ja, ich brauche Gitarren und Trommeln, wilde Rhythmen und einen engen Quadratmeter Tanzfläche, auf dem ich zwischen den

anderen trunken taumel.“

Sie:

1. Die Betriebswirtin bündelte ihre Gedanken. Sie hatte ein Ziel. Es galt ihre Schönheit zu unterstreichen und ihr biologisches Alter zu schmälern. Über Kleidung dachte sie kaum nach. Zwei Minuten dauerte die Auswahl. Bea setzte sich an ihren Schminktisch. Zufrieden begann sie mit ihrem Handwerk. Sie mühte sich mehr als morgens. Morgens ging es um Effizienz. Die Arbeit untersagte Kreativität. In der Schule hatte Bea geübt Kosmetik sexy und einfach reproduzierbar zu tragen, wohl wissend, daß sie sich auf ihr Arbeitsleben vorbereitete. Ihre Mutter hatte sie das gelehrt. Bea konnte nach langem Ar-

beitstag oder schweißtreibendem Sport ihr Aussehen für ein abendliches Arbeitsessen spontan und schnell auffrischen. Jetzt hatte sie Zeit. Sie sah in den Spiegel und war bereit eine ganze Frau zu sein. Die Dreißigjährige betonte die schönen Aspekte ihres Gesichts. Ihr Ziel war kalte Schönheit. Die stand ihr gut und entsprach ihrem gesellschaftlichem Status, glaubte Bea. Jeder Handstrich verschönerte sie. Doch entgegen ihrer Absicht widerstrebte ihr Gesicht. Es wandelte sich in ein warmes Antlitz. Bea erschrak. Sie missfiel sich. „Wie ein Liebling“, schnaubte sie verächtlich. Sie korrigierte das. Jeder Strich, den sie zog, erzeugte jedoch, wie von fremder Hand gelenkt, er-

neut Mädchenhaftes. Bea entfernte ärgerlich das gesamte Make-Up. Beim nächsten Versuch schauderte sie. Fremde Augen sahen sie an. Aus ihnen heraus. Bea wurde gelähmt. Nur ihre Hand schminkte unbeirrt weiter. Bea traute sich kaum zu atmen. Sie beobachtete sich wehrlos. Ferngesteuert malte ihre Hand weiter. Ihre Augen im Spiegel wirkten sanftmütig. Ihr kaltes, klares Blau schien einem Ozean zu weichen. Als Bea fertig geschminkt war, löste sich ihre Starre. Sie schrie auf. Sie warf die Kosmetik weg und sprang auf. Heiße Schauer durchfuhren sie. Sie hatte Angst und glaubte den Verstand zu verlieren. Sie kämpfte mit sich, gab nicht auf und behielt ihn. Die gespenstische At-

mosphäre wich. Bea stand mit beiden Füßen fest im Leben. Sie kannte sich sehr gut und wußte, daß sie alles im Griff hatte. Zumindest machte sie sich das glauben. Schnell hatte sie die Normalität wieder erreicht. Mit ihrer neuen Kraft, faßte sie sich ein Herz und sah in den Spiegel. Sie sah gut aus, fand sie. Anders als sonst. Deutlich jünger. Bea gab sich mit dem Glücksfall zufrieden. Ihre Sicht hatte sich geändert. Sie zog sich ihre Schuhe und Jacke an, nahm ihren Schlüssel vom Haken und warf die Tür ihrer leeren Wohnung laut zu. Als das Schloss in die Tür gefallen war, fühlte sie sich seltsam befreit. Sie erklärte sich das damit, daß sie ihre Einsamkeit überwinden würde. Auf der Straße

winkte sie ein Taxi heran: "Zum Z1", wies sie den Fahrer an. Das Fahrtleitsystem erklärte ihm den Weg. Kurz vor halb eins betrat Bea das Z1 in der Zusestraße. Die Luft beinhal-tete Schweiß, der Beas Ansicht folgend, zu jungen Menschen entstammte. Wenig Gäste waren da. Ein Blick zur Uhr reichte Bea den Grund zu erkennen. Sie war viel zu früh an-gekommen, um der Einsamkeit zu entfliehen. Bea sah sich um. Die meisten Tänzer waren Teenager, nur einige älter als zwanzig Jah-re. Bea fühlte sich alt. Das war ein schlech-tes Gefühl. Sie spürte es an ihrer Selbstsi-cherheit nagen. Tuschelten die anderen über sie: Die alte Frau an der Theke? Bea prüfte den Sitz ihrer Kleidung, zweifelte die Aus-

wahl der Kleidungsstücke nicht an. Die teu-ere Kleidung exklusiver Marken hatte sie mit gewohnter Stilsicherheit zusammen gestellt. Bea wußte genau, daß die meisten Mädchen, sie darum beneideten. Das Top passte gut zu Rock und Schuhen. Der Rock allerdings senkte ihre Sicherheit, denn diese basier-te auf Geschmack und Wissen. Die junge Frau wußte um ihre Normfigur. Ihr Rock betonte die Beine. Bei falscher Beleuchtung konnten sie durchaus stämmig wirken. Dar-an hatte sie nicht gedacht. Das schmälerte auch das dezente Muster ihrer Strumpfhose nicht. Sie suchte einen Spiegel und atmete auf. Das Licht fiel günstig. Ihre Unsicherheit schwand. Bea ging wieder zur Theke. Die

Bar war noch leer und Beas Wunsch konnte sofort erfüllt werden. Sie bestellte sich einen Cocktail und beobachtete bei dessen Zubereitung seinen Schöpfer. Der Barmann sah hübsch aus. Er hatte eine große, gut gewachsene Gestalt, seine Schultern weiteten sich v-förmig in muskulöse Arme, die ihrerseits in schnellen, kräftigen Händen endeten. Sie bereiteten mit viel Geschick, und damit ist das Geschick gemeint, das Frauenherzen berührt, den Cocktail aus frischen Obst, zerstoßendem Eis und geschüttelten Alkoholika zu. Der Barmann lächelte gefällig, als er Bea den Cocktail reichte. Sie nahm ihn entgegen und zahlte ein angemessenes Trinkgeld. Während sie, dem Barmann den

Rücken zugewandt und den Blick zur Tanzfläche gerichtet, vorsichtig geneigt an dem Strohalm zog, bedachte sie, daß ein Barmann nichts für sie wäre. Männer, die von ihr Trinkgelder erhielten, waren nicht ihre Männer. Das waren Männer für andere Frauen. Vielleicht würde sie später anders über solche Männer denken. In zwanzig oder dreißig Jahren vielleicht. Bei dem Gedanken lächelte sie so entzückend, daß einer, der sie jetzt bemerkt hätte, sich sofort in sie verliebt hätte. Wirklich! Nur leider fiel es niemanden auf. Der Cocktail schmeckte gut. Ein junger Mann kam zu ihr. Er war jugendlich. Seine Trunkenheit war offensichtlich. „Immerhin habe ich schon zu

trinken.“, dachte Bea. Sie vermutete, daß der Jüngling, dessen glasige Augen sie ansahen, höchstens über ein studentisches Taschengeld verfügte und sie angelallt, aber durstig gelassen hätte. Bea versuchte dieser Nacht positiv zu begegnen und öffnete sich dem jungen Mann halbherzig, anstatt ihn zu verschrecken. „Mal hören, was er sagt.“, dachte sich Bea. Der junge Mann versuchte die Musik zu übertönen, scheiterte jedoch. Bea fand das recht glücklich. Einen Teil hatte sie nämlich bruchstückweise gehört. Das Gesagte interessierte sie nicht. Sie versicherte sie sich, nach einigen Verständnis heuchelnden Bestätigungen auf Unverständendes, des Trunkenen Langweiligkeit. Zum

Überfluss beugte er sich und stützte sich, dicht vor ihrem Gesicht wankend, auf ihre Schultern. Er roch fürchterlich. Jugendlicher Schweiß und seine Bierfahne erinnerten Bea an einen verwahrlosten Zoo. Männlichkeit war anders. Etwas war faul mit ihm oder in ihm. Sein Geruch widerte sie an. Als er nach ihrer Brust grabschte, reichte es Bea. Sie wehrte sich sofort. Sie schubste ihn weg, und schrie ihn so laut an, daß selbst der rückwärts Stürzende, fassungslos und aus dem Gleichgewicht gebracht, noch ihr „Verpiss Dich“ eindringlich an nahm. Er raffte sich auf, trollte sich davon und verschwand hinter den Tanzenden. Bea ärgerte sich kurz und schüttelte den schlechten Ein-

druck ab. Sie wollte einen gelungenen Abend beschwören, und bewertete den Vorfall im Ansatz als schmeichelhaft. Schließlich hatte sie etwas erlebt. Einer hatte sich ihr genähert. Der Falsche zwar, aber das war besser, als ignoriert zu bleiben. Bea sog noch einmal am Cocktail. Der schmeckte wirklich gut.

Er:

Fritz war erst kurz wach. Sein Geist dämmerte noch. Sein Körper funktionierte bereits. Fritz sah das angetrunkene Bier auf dem Tisch. Es war schal. Fritz stellte die Flasche in die Kiste zurück und wies das Umweltmediensystem mit kurzen routinierten Sätzen an Rockmusik zu spie-

len. Der Computer spielte die entsprechende Liste an. Fritz reckte sich ausgiebig. Er wollte duschen. Frauen mochten frisch duftende Männer. Der Ingenieur schnupperte selbst gern an seiner Haut, wenn er ein neues Duschgel probiert hatte. Auf Toilette ließ er das, was von innen gekommen war mit der Spülung, ungesehen verschwinden. Er entschied sich gegen frisches Wasser und Duschgeruch. „Etwas ehrliche Männlichkeit“, dachte Fritz. Der Qualwahlberliner bedauerte, daß solche Sätze nicht in großer Gesellschaft geäußert wurden. Die Jeans zog er einfach wieder hoch, stieg in seine Turnschuhe, streifte ein T-Shirt über, glitt in seine bullige Motorradjacke und

strich seine Hand durch sein am Dienstag gewaschenes, mittellanges, schwarzes Haar. Er kratzte sein Kinn. Die Bartstoppeln rieben an seiner Hand, doch zum Rasieren fehlte ihm die Geduld. Er verschloss den Reißverschluss der Jacke bevor er in den Fahrstuhl stieg. Er drückte auf den Knopf Minus zwei. In der Tiefgarage betrat er kalten Beton und betrachte sein schwarzglänzendes Auto. Er verzichtete. Ihm war nach laufen. Die Zusestraße war nah. Er wollte ins Z1. Er hatte vor Wochen dort letztmalig getanzt. Das Z1 war ein recht kleiner Club mit rauhem Charme. Die Musik klang gut, die Leute waren nett und, Fritz kontrollierte die Uhr, ab zwei waren die meisten jungen

Leute verschwunden und durch Reifere ersetzt. Fritz rieb seine Hände und freute sich auf die Nacht, die seinen Wehmut kurieren sollte. Seine Schritte hallten märchenhaft über den Beton der Tiefgarage. Am Ausgang drückte er den großen Knopf, den Blinde durch das Fahrerfenster bedienen konnten. Schwere Aluminiumgitter bewegen sich hoch. Fritz betrat die Straße. Der Winter lag in den letzten Atemzügen, die Luft war kühl. In Erinnerung an vorherige Wochen schien sie sogar mild. Die Welt zeigte sich Fritz als städtische Nacht. Dunkelheit, Straßenlaternen und Autoscheinwerfer fanden einander und begleiteten Fritz' Weg entlang leuchtender Schaufenster, in denen Menschen zum

Betteln und Schlafen häuslich eingerichtet waren. Das tagsüber entstandene Tauwasser war erneut gefroren. Es war spiegelglatt. Fritz bewegte sich sicher darauf. Der lange Winter hatte ihn und alle anderen Städter trainiert auf Eis zu balancieren. In der Zusestraße bog er in die erste Hofeinfahrt ein, lief durch zwei Höfe und gelangte ins Z1. Fritz zahlte den Eintritt, streckte den Arm für den üblichen Stempel aus und scherzte mit dem Kassensmädchen. Sie lachte herzlich. Er fragte sich, also den Falschen, ob sie ihn wiedererkannt hatte. Vielleicht hatte sie. Vielleicht auch nicht. Fritz blieb ahnungslos und zuckte gedankenvoll die Schultern hoch. „Wieso sollte sie mich erkannt haben? Weil ich

ein paar Mal hier gewesen war? Weil ich ein Mann war und sie eine Frau? Vielleicht hätte sie mich erkannt, wäre ich ein Filmstar oder der Kanzlerin Mann. Ich war weder der eine noch der andere.“, bewegten die Gedanken seinen müden Geist. Als er die Tür zum Z1 aufdrückte hatte er die Gedanken vergessen. Er atmete tief ein. Es roch nach Party. Schweißgeruch und Rauchmaschinennebel komponierten betörenden Duft, der dem rauchigen Empfinden ähnelte, das Menschen heilige Orte erkennen läßt. Diesen Menschen bringt Weihrauchgeruch die Stimmung vieler ungezählter Meditationen und Gebete zurück. Er läßt sie entzücken. So fühlte auch Fritz hier. Elemente vieler erlebter Aben-

de kehrten zurück. Diese Erinnerung vermischte sich mit dem Entzücken und erlangte die Qualität, die einen Menschen in den Raum stellt und ihn alles zuvor erlebte völlig in Vergessenheit geraten läßt, als hätte die Erinnerung das Sein gelöscht. In die Seele dieser Menschen pflanzte sich das Gefühl, daß jetzt alles gut ist und jeder zukünftige Schritt mit Zuversicht auf gutes Gelingen begleitet wird. So gerüstet trat Fritz ins Z1.

Sie:

Ich glaube, ich hatte Dich schon bemerkt, als Du in den Club kamst. Um zwei oder drei Uhr. „Je später der Abend, desto schöner die Gäste“, war mir durch den Kopf gegangen. Ich schöpfte neuen Mut, in dem ich mehr Al-

kohol durch den Strohhalm zog. Den wollte ich. Ich hatte schon viele Männer vorbeiziehen sehen. Dich wollte ich halten. Ich ahnte, daß Deine Entschlossenheit, mit der Du den Raum betratest, sich auf mich übertragen hatte. Soviel Entschlossenheit zeigte ich selten. Ich sah Dich an. Dein schwarzes Haar und Deine Körpergröße behagten mir. Ich stellte mir vor, ich würde mich an Dich lehnen und mit dem Gesicht nach oben in Deines schauen. Deines würde sich senken, zum Kuss bereit. Die Fantasie liess mich wohligh schaudern. Meine Augen folgten Dir. Dich mit meinen Blicken zu entkleiden brauchte ich nicht. Du zogst Deine Lederjacke aus und befreitest Deinen Oberkörper von ihrer Stei-

fe. Meine Augen müssen gierig gewesen sein, denn plötzlich war Deine gesamte Erscheinung im Hintergrund. Den Vordergrund eroberte Dein männliches Gesicht. Markante Linien unterstrichen Dein Lächeln. Ich bemerkte das Dein Lächeln mir galt. Das stahl mir Luft. Du versagtest mir den Atem. Mir wurde schwindelig. Meine Beine wackelten. Ich fühlte mich kurz, als sei ich Fünfzehn. Als ich das realisierte kehrte meine Entschlossenheit zurück. Ich lächelte Dich an und bat Dich mit meinem Zeigefinger aus der Faust heraus zu mir. Natürlich hättest Du mich ignorieren können. Doch ich hatte das zweifellose Vergnügen mich darauf verlassen zu können, das Du Mann genug

warst. Ja, das warst Du. Du kamst zu mir. Dein Lächeln entwaffnete mich. Das war egal. Das Eisen lag im Feuer. Das Schmieden überließ ich Dir gerne. Schliesslich warst Du der Mann.

Er:

Die Luft, der Rauch und Du. Ich war orientierungslos aus der Nacht in den Club gelangt. Der Rausch fand mich sofort. Mir war heiß. Ich zog meine Jacke aus. Du warst schon da. Blaues Gesicht zeichnete Dir Kälte ins Gesicht. Die Kälte widersprach deiner jugendlichen Erscheinung. Das stand Dir sehr gut. Ich war angetan von Dir. Meinen Blick hattest Du gefangen. Ich fühlte mich verhext. Dein Arm streckte sich vor. Du zeig-

test mir die Faust. Sie war unberingt. Du öffnestest Deinen Zeigefinger und winktest mich heran. Dein Blick hielt mich fest. Ich strebte Deinen Augen entgegen. Sie strahlten blau. Innerlich rieb ich mir die Hände. Das war ein viel versprechender Anfang. Ich ging zu Dir. Bei Dir angekommen, musterte ich Dich. Vielleicht ritt mich der Teufel. Ich begutachtete Dich wie ein wertvolles Objekt. Du warst schön. Vom Fuß bis zum Scheitel. Genüßlich sah ich mich satt. Du senkstest Dein Haupt, wirktest als wolltest Du meinen entkleidenden Blick ausweichen. Du nahmst Deinen Trinkhalm zwischen Zeigefinger und Daumen und führtest ihn zwischen Deine Lippen.

Sie und er:

Die beiden faszinierten einander. Fritz war für Bea voller Männlichkeit. Bea zeigte sich als die Frau, die sich jeder Mann wünschte und einer ganz besonders. Fritz sprach jedes Wort mit doppeldeutiger Anzüglichkeit. Bea zierte sich, antwortete ihm lustvoll durchdacht. Minuten später verließen die beiden das Z1, kauften sich unterwegs noch eine Flasche Wodka, die erst Wochen später getrunken wurde. Bald drehte sich Beas Schlüssel im Schloss. Fritz küßte ihren Nacken. Sie kicherte und verharrte. Fritz Lippen gefielen ihr so gut. Gefühle prickelten auf. Bilder von fallendem Blütenschnee japanischer Kirschen erschienen hinter Beas Au-

genlidern. Der Wachtraum verzauberte sie innerlich mit leisem Fall. Bea schwächelte. Ihre Knie erweichten. Ihr Verlangen schrie lauter als ihr Herz klopfte. Die Küsse waren warm. Eine Hand hielt sie fest, drückte vom Bauch aus ihren Rücken an den Nacken. Sie spürte Härte eindeutiger Herkunft. Sie geriet in Wallung. Mit letzter Vernunft bäumte sie sich gegen die Lust auf, seine Hand befühlte ihr Hinterteil, bevor die Liebestolle sich entwand. Ihre Vernunft siegte, sie schloss die Tür auf, zog den Schlüssel ab und zog ihn in ihre Wohnung hinein. Die Tür krachte ins Schloss. Der Schlüssel fand seinen angestammten Platz am Haken. Die letzte Vernunft war besiegt. Sie hatte ihren

Daseinsgrund verloren. Die beiden stürmten ins Wohnzimmer, landeten auf dem Sofa, der Wodka blieb unberührt auf dem Boden liegen. Anders als die beiden Ekstasen. Sie berührten einander oft, bis sie einander fest umschlangen. Sie saugte seine Fingern, er griff ihre Brüste fest und bestimmt, war dann schon wieder an ihrem Rücken, während sie den Kopf lustvoll stöhnend in den Nacken warf. Viel später kam ihr lautes Schreien, das sein tiefer, brünstiger Atem erwiderte. Bevor Entspannung Säften folgte.

Erschöpft baumelte eine Hand vom Sofa. Die beiden lagen ineinander verschlungen. Er hörte Beas Atem. Sie lag auf seiner Brust und hörte sein Klopfen. Romantik fügte sich.

Zaghaft mischte sie sich in die Luft und füllte den Raum atmosphärisch. Beide gaben sich ihren Gefühlen hin. Ihre Worte folgten der Stimmung. Fritz zeigte Mut. Er fragte Bea nach ihren Namen. „Gottseidank“, jubelte sie innerlich und antwortete ihm wahrheitsgemäß. Die drei Buchstaben sagten wenig. Die Art, mit der sie ihren Namen hauchte verriet vieles von ihrer Absicht, von ihren Wünschen, die sie ihrem Gegenüber hegte. Bea sah ihn an. Ihr Kopf lag auf seiner Brust. Sie neigte ihren Kopf zurück. Ihr Hals reckte sich zu Fritz. Seine Hand berührte sie dort und glitt in ihren Nacken. Er zog Bea zu seinem Gesicht. „Bea“ wiederholte er zuversichtlich. Er drückte die Frau, in

der er sich zu verlieben drohte, sanft an sich. Er küßte sie. Bea genoß das. Etwas knackte laut. Überrascht zuckten die beiden zusammen. Fritz fragte misstrauisch: „Dein Mann?“ Bea kicherte verneinend. Es knackte wieder. Ihr Kichern starb. Bea kannte das Geräusch. Ein Schlüssel drehte in ihrem Türschloss. Fritz lauschte mit einem Ohr. Er war fluchtbereit. Es wäre nicht seine erste Flucht vor einem zornigen Gehörnten. Sein Gesicht war angespannt. Kampfbereit, Beas Verneinen anzweifelnd, beobachtete er sie. Sie war schön und wirkte sehr verängstigt. Das Schloss knackte weiter. Bea lauschte. Noch mehr Geräusche. Der Zylinder schien sich zu drehen. Fritz rätselte über ihre

Mimik. Er las Angst, Spannung und Aufregung. Fritz flüsterte ihr zu: „Erwartest Du jemanden?“ Bea schüttelte wortlos den Kopf. Ihr Blick gewann etwas Verrücktes. Er durchbohrte Fritz. Bea erstarrte immer mehr. „Soll ich nachsehen?“, bot er sich an. Bea nickte. Fritz löste sich aus Beas mittlerweile erkalteter Umarmung. Er stand auf, verließ das Sofa und ging zur Wohnzimmertür. Das Schloss knackte unbeirrt, die Geräusche wurden mit jedem seiner Schritte lauter, fast hektisch laut. Fritz war mulmig. Er öffnete die Wohnzimmertür, erwartete einen verbrecherischen Gegner und trat beherzt in den Flur. Sofort verstummte das Knacken. Alles war still. Plötzlich spürte

er hinter sich eine Berührung. Er erschrak, drehte sich schnell herum. Als er Bea sah beruhigte er sich wieder. Sie war ihm unbemerkt gefolgt. Die Angst alleine zu sein hatte sie bewegt. Seine Abwendung wurde, so schien es ihm, sofort bemerkt. Es knackte wieder laut im Türschloss. Beide erschrakten. Gänsehaut breitete sich mit großem Schauern über die beiden. Feinste Härchen stachelten in die Luft. Bea krallte sich schmerzhaft in Fritz Arm. Gleichzeitig polterte etwas gegen die Tür. Vorsichtig, seitlich zur Tür gewandt, schlich er hin. Die Geräusche waren wieder verstummt. Er horchte. Sein Blick lugte durch den Spion. Draußen warteten Dunkelheit und Stille. Und ein Mensch?

Wieso hatte der Schlüssel? Beas Schlüssel waren das nicht. Die hing un­verändert am Haken. Bea hatte die nicht außen stecken lassen. Fritz legte seine Hand auf die Klinke. Wandte sich zu Bea und deutete mit seinem Finger auf den Lippen Schweigen an. Sie nickte. Wieder knackte das Schloß. Angst weitete ihre Augen. Fritz wollte Bea zurückschicken. Sie weigerte sich. Sie wollte nicht allein sein. Fritz drückte die Klinke mit gestrecktem Arm lautlos hinunter. Er presste sich an die Wand. War bereit einen stürmenden Einbrecher ein Bein zu stellen und sah sich vor der öffnenden Tür vor. Noch ein Knacken. Bea hielt sich die Hand vor dem Mund. Sie war bereit zu schreien.

Fritz riß die Tür heftig. Zu seinem Erstaunen blieb sie verschlossen. Bea erschrak. Ihr Schrei blieb im Hals stecken. Sie trotzte ihrer Angst und gab Fritz den Schlüssel. Zweimal drehte Fritz den Schlüssel im Schloss herum. Der Gedanke an einen Einbrecher war verschwunden. Warum hätte ein Einbrecher die beiden einschließen sollen? Fritz suchte Gewißheit. Vorsichtig öffnete er die Tür. Das Treppenhaus war leer und dunkel. Es gab keine Schritte. Fluchtspuren fehlten. Fritz war allein im Treppenhaus. Er ging leise hinunter und hoch. Er fand niemanden. Verwundert ging er zurück. Er fragte sich, ob er träumte. Als er wieder bei Bea war und ihre Verängstigung wahr nahm, wuß-

te er, daß sie das gleiche erlebte hatte. Sie fragte nicht. Als er in die Wohnung zurück kam, schloss Bea die Tür ab. Die Romantik war verebbt. An Küsse dachte keiner mehr. Die beiden saßen beieinander und rätselten, über die seltsamen Geschehnisse. Die Angst blieb bei Bea. Fritz blieb bei ihr. Er tröstete sie, sie lernten einander kennen und gefielen sich. Als der Morgen graute schief Bea ein. Fritz deckte Bea zu. Er hatte Angst zu bleiben. Ihm war das alles zu skurril. Die Dichte des Unglaublichen erdrückte ihn. Die Frau war schön, doch die Welt in die er mit ihr eingetaucht war, berührte ihn unangenehm. Er zog sich an und verschwand in die Stadt. So wie tausend Mal zuvor. Fritz

ging nach Hause. Als er Mittags aufwachte, glaubte er schlecht geträumt zu haben. Bis er Bea auf seiner Haut roch. Er wollte sie anrufen. Als er das Telefon nahm, berührte ihn Angst. Als er wählen wollte, fiel ihm auf, daß keine Nummer hatte. „Das ist Schicksal“, dachte er. Er wählte die Auskunft und ließ sich mit dem Reisebüro verbinden. Es war Zeit zu gehen. Er notierte: Sonntag, 19:55 Uhr; Abflug Berlin-Tegel; Heathrow, Hongkong, Kuala Lumpur.“ Fritz packte seinen Koffer, trank viel Bier und legte sich wieder schlafen. Am Sonntagmorgen erwachte er sehr früh und verkatert. Er sah seinen Koffer, seinen Pass und die Tickets. Er wusch sich, frühstückte und ging in die Kir-

che. Die Zeit hatte er. Verabschieden musste er sich nicht. In der Predigt zitierte der Pfarrer Matthäus: Aber in der vierten Nachtwache kam er zu ihnen, gehend auf dem See. Als aber die Jünger ihn auf dem See gehen sahen, wurden sie bestürzt und sprachen: Es ist ein Gespenst! Und sie schrien vor Furcht. Sogleich aber redete Jesus zu ihnen und sprach: seid guten Mutes, ich bin es, fürchtet euch nicht! Fritz schreckte auf. War das ein Zeichen? Er stand auf, verließ die Kirche und fuhr zu Bea. Ihre Tür stand offen. Um 19:55 startete das Flugzeug. Fritz fühlte sich gut. Sein Leben hatte sich gewendet. Der Platz neben ihm war überraschend besetzt worden.

Quelle : Bibeltext: (Elberfelder Übersetzung, 2. Auflage 2003, Verlag: "Christliche Schriftenverbreitung, d-42499 Hückeswagen)

Vom Himmel und von der Hoelle

Neulich in der Ewigkeit mühte sich die Sonne die Nacht zu verdrängen. Landwärts war das leicht. Nur in der Stadt wehrten Häuser standhaft das grelle Licht ab. Zu dieser blauen Stunde trällerten Vögel aus den Bäumen und Gebüsch am Platz vor der kleinen Kirche. Das Gras war trocken. Die Wärme des Vortages ließ keinen Tau entstehen und so lagen Sandkörner unbeteiligt auf dem Spielplatz herum, bis ein Spatz sich auf sie warf. Der Vogel genoss das Bad in der grossen Staubwolke. Dabei beachtete er nicht das grosse Holzhaus, in dem tagsüber Kinder

spielten. Das Holzhaus war von vorne dreieckig. Die Grundplatte wurde einen halben Meter über dem Boden von den zwei Dachschrägen gehalten. Das Dach bedeckte das Innere oben und seitlich in einem, um vor Regen zu schützen. Das war im deutschen Sommer, der mehr als Dürre kannte, wichtig. Halbierte Rundhölzer gaben auch den Jüngsten den nötigen Kletterhalt. Nachts profitierten davon Erwachsene, die auf ihren Heimweg hielten, um sich in ihrer Kinderstube zu amüsieren. Mary und Lucy wußten genau wie das ging. Sehr betrunken unterhielten sie sich spassig und tänzelten sinnfrei von einem Thema zum nächsten. Sie erinnerten sich an die Streiks zur Oskarverlei-

hung und Brad Pitts souveränes Schauspiel im Jessie James Film. „Wie hieß der noch?“, fragte Mary die betrunkene Schauspielerin. „Die Ermordung des Jessie James durch den Verräter ...?“ Lucy warf sich nach vorne. Ihr Arm fiel ungelenkt vor bis der Unterarm sich fing und die Hand in ihre Haare hob. Dort raufte sie ein wenig und hielt einige Strähnen fest, um ihr Gesicht aus Marys ungewaschenen Schoss zu ziehen. Dabei riß sie den Kopf in den Nacken und sah ihrer Freundin in die Augen. Die nahm ihre Hand und streichelte Lucy mit übertriebenen Gesten. Erst über den Kopf, dann zu Lucys Wangen und letztlich zog sie Lucys Gesicht ganz nah an das ihre. Marys Hände umkreisten Lucys Kopf

seitwärts zum Kinn und hielten die Blondine, deren Augen weit geöffnet waren, fest. Jetzt beugte sich Mary zu Lucy und stubste ihre Nase auf Lucys. Lucys Gesicht trotzte den durch Trunkenheit unkontrollierten Entspannungen und fleckigen Hautrötungen mit einer Schönheit, die anderen nur bei Kerzenschein zuteil wurde. Mary hielt das Antlitz in ihren Händen, als wollte sie Lucy küssen. Vielleicht hatte sie sogar kurz daran gedacht. Und wenn schon: Sie liebte ihre Freundin vom ganzen Herzen. Doch Mary küsste Lucy nicht. „Die Ermordung des Jessie James durch den Verräter...?“, wiederholte sie, betonte dabei jede Silbe und fuhr fort: „Cherie, wie hiess der Verräter denn

gleich noch mal?“ Lucy pustete durch die geschlossenen Lippen und wäre Mary nicht selbst so betrunken gewesen, hätte sie sich über die geprustete Nässe beschwert. Stattdessen lachte die brunette Ballerina und verdrehte ihre Augen. Und sie führte die Bewegung fort, weil Lucy das liebte. Marys Gesicht folgte den Augen. Mund und Nase drehten sich, dann das Kinn und durch die Bewegung des gesamten Kopfes erschien es Lucy, als drehten sich selbst Marys Ohren. Lucy war fasziniert, ihre Freundin zeigte graziös, dass sie ihren Körper beherrschte. Selbst jetzt als Trunkene, wusste Lucy um die Grobschlächtigkeit ihrer eigenen Bewegungen. Zwar konnte sie schnell im Wech-

sel mit anderen Schauspielern und mit Hilfe ausgereifter Handlungssequenzen ein Publikum durch ein Schauspiel berühren und einbinden, aber der Grazie einer Ballerina musste sie ihre Waffen strecken. Die Ballerina Mary erreichte mit kurzen Bewegungen, die so Fremdartig wirkten, das jeder Betrachter widersinnigerweise so berührt wurde, das er der Ballerina sofort von ganzem Herzen vertraute. Er spürte die Echtheit, während er bei der Schauspielkunst stets vor Betrug gewarnt blieb. Lucy war hin und weg und liess sich wieder nach vorne fallen.

Nicht nur die Mädchen waren von der Nacht in den Tag gestrandet. Neues Treibgut wurde an den Morgen gespült. Keine dreißig

Jahre zählte der Mann. Sein Äusseres verriet seine Leidenschaft. Er trug Cowboystiefel, blaue Jeans und eine schwarze Lammfellweste über seinen nackten Oberkörper. Dazu vollendeten ein rotes Halstuch und ein schwarzer Cowboyhut seine stilgerechte Kleidung. Obwohl er sehr betrunken war, konnte er die gellenden Stimmen der lachenden Mädchen gut hören. Seine Müdigkeit verschwand und seine Schritte, vom Fleisch gelockt, änderten den Kurs zu seinem Heim nur unwesentlich. Auf dem Spielplatz staubte der trockene Sand unter seinen Füßen und bedeckte seine Stiefel fein. „Ey, ihr Hübschen, was macht ihr denn da?“, rief der Mann von unten. Er stand im Sand. Die

Mädchen sahen auf ihn hinab. Lucy zeigte sofort Interesse. Sie mochte muskulöse Männer. Sie liebte die Kraft, die von ihnen ausging und genoss es von ihnen auf den Armen getragen zu werden. Sie zögerte nicht und rief dem Fremden entgegen: „Komm doch rauf!“ Der Gestrandete folgte der Einladung. Als hätte es seine Trunkenheit nie gegeben, schwang er sich mit drei kräftigen Tritten auf das Holzhaus. Oben angelangt setzte er sich hinter Mary, die weiterhin Lucy zugewandt blieb. Lucy hatte ein neues Publikum. Sofort stellte sie sich und ihre Freundin vor: „Lucy, Schauspielerin“ Dabei zeigte sie mit beiden Händen auf sich und öffnete sie dann Küsse werfend zu ihrer

Freundin. Sie fuhr fort „Mary, Ballerina“. Freundlich legte sie ihren Kopf seitwärts, sah Mary an, hielt kurz inne und wandte sich wieder dem Cowboy zu. Ihre Augen wanderten zu den Augenwinkeln, bevor ihr Gesicht folgte. Galant verbeugte sich der Mann und stellte sich als Robert vor. Natürlich kam von Lucy: „Robert, Du hast mein Herz erobert.“ Robert lachte herzlich, obwohl oder gerade weil er diese gewinnbringenden Worte gut kannte. Ihre Fantasiosigkeit kreierte er nicht an. So waren die Menschen halt. Sie mochten es einfach. Während er saß und zuhörte bemerkte er das der letzte Whisky zurückkehrte. Er fühlte sich sehr betrunken und konnte nach kur-

zer Zeit Lucys sprunghaften Monolog nicht mehr folgen. Ausserdem schien sie ihm etwas verrückt. Er tröstete sich mit Wodka darüber hinweg und bewegte die Schauspielerin zu neuen Spielen: Er schickte sie in den Trainingsparcour des Spielplatzes. Lucy absolvierte ihn ungelent: Sie kletterte die Rutsche hinauf, sprang durch Schaukeln, balancierte über die Wippe und besonders auf den Kletterpfählen machte sie eine bedauernswerte Figur. Nach einigen Stürzen, kehrte sie unbekümmert zurück, und setzte sich wieder zu Mary und Robert. Jetzt sprach sie mit Pantuffle. Pantuffle war ein kleines unsichtbares Tier, das nur sie, anders als Robert und Mary, sehen konnte. Lucy

kommandierte das Tierchen auf französisch. Robert und Mary spielten mit. Lucy wollte das aber nicht. Sie bestand auf das alleinige Recht an ihrer Halluzination und warf Mary sogar vor, daß sie Pantuffle verwirre. Robert fuhr sie an, das er Pantuffle nicht „verarschen“ soll. Er hatte ihm etwas zugerufen. Lucy war böse. Schließlich sei Pantuffle doch schon oben, auf ihrem Schoss und nicht mehr unten bei seinen Freunden. Roberts Bedenken wuchsen. Doch Lucy, obwohl sie der Realität sehr entrückt war, erkannte das und fing seine Gedanken mit einem brillianten Trick ein. Ihre Worte wechselten vom Pantuffle zu ihrer Weiblichkeit: Zu ihrem Busen. Sie blickte an Mary vorbei und

drückte ihren Ausschnitt weit vor und kommentierte das: „Ich habe schöne Titten.“ Robert lachte und stimmte ihr zu, doch als sein Finger in die Nähe kam, schwang Lucy ihr Bein über das Dach und ließ sich über die Rundhölzer der Dachschrägen in den Sand poltern. Glücklicherweise hatte der Alkohol sie so entspannt, dass sie sich abgesehen von einigen Abschürfungen nicht verletzte. Sie stand auf und lehnte sich mit letzter Kraft im beeindruckenden Schauspiel gegen die Dachschräge und sah mit ihren wunderschönen blauen Augen zu Mary und Robert hoch. Mary applaudierte. „Eine neugeborene Janis Joplin!“, rief sie. Robert hatte keine Ahnung von Janis Joplin.

Er stimmte einfach in den Applaus ein und bemerkte: „Du hast wunderschöne Augen“ „Das hat ihr bestimmt noch niemand gesagt.“, meinte Mary schalkhaft. „Und ob. Bestimmt jeden Tag.“, sagte Robert. Das klang wie ein Kompliment, war aber keins. Denn Robert, Trunken oder nicht, wußte sehr wohl, daß es den Schönsten oft charakterliches Verhängnis war, das sie um ihre Schönheit wussten. Doch darüber sprach er nicht. Konnte er nicht, es hätte seine Absicht zunichte gemacht. Lucy lehnte sich noch einmal zurück, ganz weit nach hinten. Robert sah durch den Ausschnitt ihre Füße. Ganz zu schweigen von dem was er darüber sah. Er wischte sich über den Mund. Die Schau-

spielerin verschwand im Holzhaus. Drei minus eins macht zwei. Mary und Robert kamen ins Gespräch. Das heißt Mary fragte Robert aus. Alter, Beruf, Wohnstatus, Partnerschaft, sexuelle Orientierung und Religion. „Glaubst Du an Gott?“ Robert war Cowboy. Obwohl in Berlin wohnhaft, war er mit den Traditionen durchaus vertraut und fühlte sich wie die meisten anderen Cowboys dem Christentum verbunden. Das bekannte er offen und stolz. Mary sagte, das sie auch an Gott glaube. Wie aus dem Off kam von Lucy: „Ich nicht. Hier unten ist die Hölle. Kommt doch zu mir.“ Obwohl Mary mit ihm sprach, hatten Robert Lucys Brüste zuge- sagt und er war bereit den Abstieg zu wagen.

Lucy schaute raus. Von unten nach oben blickend. Mit den Wimpern schlagend lockte sie: „Kommt doch, kommt zu mir in die Hölle.“ Mary meinte, man solle das Leben genießen. „Das ist das was Gott will. Jeden Moment sollen wir in vollen Zügen genießen.“, behauptete sie. „Dem ist nichts entgegengesetzt.“, fand Robert. Er lehnte sich nach vorne auf Mary und schwang seine Arme als würde er fliegen. „Wie die Engel im Himmel.“, lachte er. Mary wurde nach vorne gedrückt und auch sie breitete ihre Flügel aus. Lucy fühlte sich in der Hölle allein. Sie kam heraus und streckte ihre Arme empor. „Kommt runter.“, rief sie. „Komm Du doch rauf.“, rief Robert und streckte Lucy sei-

ne Hand entgegen. „Ich reich Dir die Hand, mein Leben“, zitierte er laut lachend. Lucy nahm ihn beim Wort. Sie gab ihm die Hand und beendete ihre Ankündigung: „wenn Du es schaffst mich raufzuziehen...“ nicht. Robert fragte nicht lange und griff auch ihre zweite Hand. Lucy macht sich extra schwer. Doch weil ihr Körper über die Rundhölzer geschliffen wurde, entschloss sie sich Robert zu helfen. Die plötzliche Erleichterung störte sein Gleichgewicht. Während er zuvor Lucy gehalten hatte; suchte er jetzt an ihren Armen Halt. Ein kräftiger Ruck ging durch die beiden. Roberts Füße wackelten auf dem Dachfirst. Er trat zurück. Lucy ruckelte hoch, bis Robert sein Gleichge-

wicht wieder fand und beide Füße gegen die Dachschräge stemmte. Er zog weiter, Lucys Busen und Bauch streiften über den First. Als ihr Becken angekommen war, bildete sie die Dachform mit ihren Körper nach. Robert klatschte mit beiden Händen kräftig auf ihren Hintern. Er konnte nicht anders. Ihr Rock war hochgerutscht. Lucy quietschte gleichermassen entsetzt und vergnügt auf. Robert ließ sie weiter gleiten. Kopfüber die andere Seite am Dach hinunter. Erst als er ihre Füße zwischen seine Beinen klemmte und keine Hand mehr frei hatte, wurde ihm klar, das er Lucy nicht mehr halten konnte. Er sah hinunter. Etwas mehr als ein Meter fehlte ihr zum Boden. „Hände ausstrecken!“

, rief er ihr zu, sah noch einmal hinunter und öffnete seine Beine. Sie kreischte, fiel und landete im Sand. „Du Arschloch“, schrie sie wütend. Mary lachte. Robert zeigte sich ein wenig besorgt und stieg hinab um Lucy zu helfen. Glücklicherweise ging es ihr gut. Sie ging in das Haus hinein. Lockte Robert noch einmal. Er folgte ihr. Mary wurde langweilig. Auch sie verließ den Himmel und folgte den beiden anderen in die Hölle. Robert saß auf einer Kante, seine Beine hingen raus. Hinter ihm sass Lucy. Ihre Beine waren weit geöffnet, der Rock hochgerutscht, ihren Finger hatte sie im Mund und den Kopf geneigt. So sah sie Robert an. Der hörte Mary zu: „Der Himmel ist langweilig. Immer ist alles

gleich schön“, fand sie. Robert beschwichtigte. „Im Himmel singen die Engel und springen musizierend von Wolke zu Wolke. Und jeder fühlt sich, wie in den Momenten innigster Liebe.“ Lucy behauptete, daß sie lieber ihre Freunde sähe. „Nein, das würdest Du nicht.“, entgegnete Robert: „Stell Dir vor, du bist so richtig verliebt. Da liegst Du neben Deiner Liebe und denkst dir: Dieser Moment sollte nie vorübergehen. So wie dieser Moment fühlt sich der Himmel an. Und der ist ewig. Da bin ich mir sicher.“ Mary zweifelte: „Langweilig würde es trotzdem.“ Das fand Lucy ohnehin. Sie schlenderte ihr Bein hin und her. Roberts Aufmerksamkeit wandte sich wieder ihr zu. Er glotzte auf ihr

Höschen und als der Teufel ihn ritt, griff er nach ihrem Schenkel. Fest hatte er ihn in der Hand und rutschte näher nach. Lucy war alarmiert. Robert war zu weit gegangen. Sie schrie und trat kräftig zu. Einige Tritte trafen Robert empfindlich. Er war überrascht, und das Haus war zu eng um auszuweichen. Unter Schmerzen ging er raus. Stellte sich wieder davor. Doch Lucy wollte ihn nicht gehen lassen. Kam ganz dicht an ihn heran. Legte ihren Arm um seinen Hals, zog ihn zu sich. Diesmal missfiel es Robert. Doch er war verwirrt. Seine Rute arbeitete anders als sein Verstand. Er blickte Lucy an. Die schubste ihn wieder weg. „Vapiss Dir“, rief sie. Jetzt war sie eine Furie. Robert war es

leid. Er tippte an seinen Hut, wollte sich verabschieden, als Lucy wieder Engelszungen sprach. Trotz Trunkenheit verabschiedete er sich. Endgültig. Er ging weg. Flaschen verfehlten ihn knapp und zerplatzten auf dem Weg neben der Sandkiste. Robert ging. Sein Kreuz war getroffen. Der Schmerz begleitete ihn noch eine Weile.

Die Welt

Wellen

Wellen
fallen in die Luft
und
greifen
Möwenflügel
dessen Schnabel
Todesangst
zum

Himmel schreit
wenn Fisch Futter
in die Tiefe reißt.

Lumane

Lumane hatte ein rundes Gesicht. Die Kreolin war jung, jünger als Sieben. Genauer wusste das niemand. Schon gar nicht Lumane. Sie war alleine gekommen. Barfuss, denn sie besaß keine Schuhe. Das war nichts besonderes. Wenige Kinder hatten Schuhe. Warum sie gekommen war, ahnte jeder. Woher wusste keiner. Sie war einfach da. Sie stand am Straßenrand und beobachtete die anderen. Die kümmerte das wenig. Oft kamen unbekannte Kinder. Obdachlose Kinder. Ihre Eltern waren meistens gestorben. Viele waren erschossen worden. Die Namen der Mörder, sie waren Soldaten, Re-

bellern, Banditen und Polizisten, hatte der Bürgerkrieg mit seinen Wirren verschleiert. Die Unerschossenen verendeten an Krankheiten und am Wetter. Die hatten Namen: Malaria und Cholera hießen die einen, die anderen hießen Jeanne oder Gustav. Die letzteren waren Stürme und hatten Ortschaften verschluckt, Menschen in schlammigen Bächen ertränkt oder mit Windkraft erschlagen.

Lumane war vorsichtig. Keiner konnte sie mehr bestehlen, denn sie besaß wenig. Ein rotes T-Shirt, eine gelbe Hose und eine Unterhose. Alle waren schmutzig. Die wollte keiner. Dennoch beobachtete sie die Menschen auf der Straße genau. Schliesslich gab

es böse Menschen. Männer, die sie entführen könnten. Zum Arbeiten. Sie hatte schon Kinder gesehen, denen das passiert war. Die lagen, wenn sie nicht mehr arbeiten konnten auf der Straße. Ausgehungert und fast tot geprügelt. Manchmal starben sie dort. Selten half jemand. Meist begafften die Erwachsenen diese Kinder, betrauerteten deren Leid und gingen hilflos weiter. Schließlich hatte hier jeder seine Sorgen. Die hungernen Kinder daheim. Der eigene Hunger. Die Arbeitslosigkeit. Die fehlende Aussicht. Lumane wollte trinken und sich waschen. „Wer sich wusch, den plagten weniger Tiere.“, wußte sie. Das gewaschen betteln leichter fiel, weil Erwachsene saubere Kinder gegenüber

dreckigen bevorzugten, hatte sie auch vom Leben gelernt. Dafür brauchte die Kreolin keine Schule. Das Wasser floss aus fünf Rohren an der Mauer in einem schwungvollen Bogen in die Betonrinne. Davor standen Männer und wuschen sich, während Frauen Wasserkanister füllten. Lumane kratzte ihren schwarzgelockten Kopf und sah sich noch einmal vorsichtig um. Unachtsamkeit war gefährlich. Es schien ihr sicher genug. Sie traute sie sich, die Straße zu überqueren, ging zu den anderen und reihte sich hinter einen großen Mann. Er wirkte ruhig und freundlich. Der Mann stand wie die anderen in Boxershorts und rieb seinen Körper sorgfältig mit Wasser ab. Ein Junge kam

mit seiner Mutter daher. Er sah Lumane an. Sie blickte schnell weg. Wenn sie Kinder mit Eltern sah, wurde sie schnell traurig. Die erinnerten sie daran, das sie keine hatte. Sie erinnerte sich jedenfalls an keine. Manchmal glaubte sie, daß sie von den Geistern käme. Eine alte Frau hatte ihr das erzählt. Darüber hatte Lumane schon oft nachgedacht. Das gefiel ihr nicht, denn sie wollte kein Geist sein. Doch an anderen Tagen, besonders an den verregneten, wenn sie unter einem Auto verharrte, um sicher im Trockenen zu sein und Lumane sich allein fühlte und ganz traurig war, weil sie bemerkte, wie sehr es ihr fehlte Eltern und eine Familie zu haben, tröstete sie der Gedanke ein

wenig, ein Geist zu sein. In diesen Momenten schloss sie ihre Augen und öffnete ihr Herz für ihre Geisterfamilie. Sie fühlte deren Liebe, als wären sie alle bei ihr. Und manchmal, während sie so weinend da lag, überfiel sie das Gefühl sich an ein vertrautes Lachen zu erinnern. An das Lachen ihrer Mutter. Das machte sie glücklich. Der Junge stand immer noch da bei seiner Mutter und sah sie an. Die Mutter unterhielt sich aufgebracht und schlug dabei immer wieder auf den Wasserkanister, den sie noch füllen musste. Lumane wollte wegblicken, aber die Hand auf der Trommel schlug aufdringlich einen lauten Takt. Lumane blickte zu dem Jungen. Irgendetwas stimmte nicht mit ihm.

Er wirkte ängstlich. Seine Mutter trommelte weiter. . Als der große Mann vor Lumane sich mit dem Waschen fertig war, seine Jeans über die nasse Boxershorts gezogen, sein T-Shirt über die Muskeln gespannt und sein Kopftuch umgebunden hatte, scherzte der Mulatte mit seiner lauten, dunklen Stimme. Lumane verstand den Witz nicht. Weil alle lachten, lachte sie mit. Die Frau daneben bespritzte den Mann empört mit Wasser und kicherte. Der schrie auf und wehrte sich. Die Wasserschlacht begann. Alle machten mit. Eine Wasserschlacht gefiel allen Menschen. Da gab es nur Gewinner. Alle hatten Spaß. Lumane spritzte fleissig mit, und als das Strassenspiel beendet war, fühlte sie

sich vergnügt und alle waren nass. Das war schön gewesen. Das Spiel hatte sie befreit. Zufrieden streckte Lumane ihre Arme und und das Wasser lief über ihre dunklen Haut zu ihren hellen Handflächen. Lumane wusch erst ihre Hände. Sie war sorgfältig und geduldete sich mit dem Trinken. Obwohl ihr Durst stark war. Doch Sauberkeit war wichtig. Wegen dem Durchfall. Dann trank sie endlich. Das Wasser war kalt und füllte ihren ausgetrockneten Mund.. Sie wurde gierig. Es war warm unter der karibischen Sonne. Getrunken hatte sie schon lange nichts mehr. Lumane wusch auch ihre Kleidung. Das rote T-Shirt und die gelbe Hose. Als sie den Dreck von ihrer Kleidung abfließen sah,

vergegenwärtigte sich ihr das verdrängte Geschehen. Instinktiv stützte Lumane sich gegen die Mauer der öffentlichen Wasserstelle, um nicht zu fallen. Durch ihren Kopf fraß sich der braune Sturzbach, der vor langer Zeit nach dem Orkan aus dem Nichts aufgetaucht war. Ihre Hände suchten Halt. Sie hörte einen Schrei. Ihre Mutter rief sie und verstummte wieder im lauten Wind. Der Wind brachte dem Kleinkind Regen und Schmerzen. Es war in die Luft gerissen worden, es schleuderte einige Meter und verfang sich in einem Fischernetz, das zum Trocknen aufgehängt war. Das Kind hörte sich nach ihrer Mutter schreien. Und dann wieder Wind. Er rauschte laut in ihr, während

das Wasser den Schlamm durch die Rinne spülte. Lumanes Erinnerung vertiefte sich. Nach dem Sturm erwachte sie. Alles war still gewesen. Nur sie war da. Kein Haus, keine Boote, keine Menschen. Nur sie und der Schlamm. Sie war das erste Mal allein gewesen. Die anderen waren weg. Einfach verschwunden. Lumane öffnete wieder ihre Augen. Sie hielt sich fest, ihr Körper war über die Wasserstelle gebeugt. Das Wasser floss über ihren Rücken. Noch immer krallten sich ihre kindlichen Finger an der Mauer fest. Lumane versuchte die Erinnerung abzuschütteln. Es misslang ihr. Die Kälte blieb mit dem Bild von Schlamm und von Verwüstung. Sie sah sich um. Die Menschen

um sie herum wirkten besorgt. Lumane riss sich zusammen. Sie nahm ihre Kleidung aus der Rinne und wrang sie aus. Sie zog sie ihr rotes T-Shirt und die gelbe Hose wieder an. Die Nässe würde schnell auf Lumanes Haut trocknen. Die Kreolin schüttelte sich kurz, genoß die Kühle der nassen Kleidung, weil sie das Gefühl kannte. Anders als die innere Kälte war es ihr vertraut. Das ordnete ihre Gedanken. Bis Lumane zu zittern begann. Es war entsetzlich. Lumane erschrak. Ihr Körper bewegte sich heftig. Alle Knochen wurden durchgerüttelt und als Lumane auf die Wasserrohre aufsaß begriff sie. Das war nicht sie, die zitterte. Die ganze Welt zitterte. Wie bei dem Fieber im letzten

Jahr. Nur diesmal war alles anders. Die Menschen um sie herum schrieten. Lumane verharrte. Die Erde wackelte. Nichts blieb stehen. Häuser stürzten ein, Autos kippten und Bäume fielen, genau wie der Mann neben ihr, um. Sie rührte sich nicht. Er fiel an ihr vorbei. Die Zeit schien still zu stehen. Das Wasser war versiegt. Stattdessen fiel Staub auf sie herab. Lumane wollte schreien. Doch der Staub der zerfallenden Welt verschloss ihren Mund. Dann war es wieder still. Genauso plötzlich, wie das Erdbeben begonnen hatte, war es zu Ende gegangen. Nur stand sie in keiner Straße mehr. Im Gegenteil, um sie herum war alles leer. Lumane sah sich um. Im Staub lagen die Menschen, die noch

kurz zuvor gelacht und gespielt hatten. Jetzt bewegte sich keiner mehr. Lumane war wieder allein. Sie hob ihren Fuß. Vorsichtig, weil sie Angst hatte, sich verletzen zu können, und ungläubig, weil es so unwirklich war, das sie die einzige war, die sich bewegte. „Nur ich und der Staub.“, sprach sie leise in die Stille und vermutete: „Vielleicht bin ich doch ein Geist.“ Lumane ging weiter. Der Junge war noch immer bei seiner Mama. In seinen Augen war keine Angst mehr. Sie blickten Lumane an, als sie vor ihm stand. Er schenkte ihr seine Schuhe. Es waren schöne Schuhe. Weiße Schuhe. Sie passten Lumane gut. Sie bedankte sich bei ihm und schloss seine Augen. Er sagte nichts. Lumane ließ ihn im

Staub zurück und ging weiter. Dorthin wo sie vorhin die Kirche gehört hatte. Da wollte sie hin. Zur Kirche. Lumane hatte Hunger. Um fünf würde in der Kirche das Essen ausgegeben werden. Das kleine Mädchen verschwand im Staub.

Jahre

Jahre
bewacht ein Kobold
auf weißem Stein,
städtisch wilde Kräuterbrache:
Heimat für Has und Reh.
Der Stein ist weg.
Koboldlos
erinnerts Brandmal.

Nordbahn

Rot steht Novembersonne unter dunklem,
gefrorenem Wolkenmeer. Müde Lichtkegel
lahmen auf schwarzem Erdweg vor einem
Auto. Blitzartig tauchen Bäume auf. Und
verschwinden sofort. Zeit und Bewegung
führen mich in die Irre. Pferde, Kühe,
Schweine, Gänse und dicke Autoreifen auf
weißen Plastikbergen bebildern das Land.
Vereinzelte Häuser zeugen vom humanoi-
den Sein. Der Zug wird langsamer. Stetig.
Bis er hält. Der obdachlose Bahnhof besteht
aus zwei Pflastergleisen. Keine Lampe er-
hellte die Dämmerung. Stattdessen eine neue
Bahnhofsuhr. Totenbleich leuchtet sie ein-

sam in vornächtlicher Dunkelheit. Mit leuchtend weißem, schwangerem Kopf, bemalt mit dunklen Ziffern und im Kreis geordneten Zeitstrichen prahlt ihre Neuheit unwirklich in ländlicher Idylle. Die Uhr wirkt sehr fremd. Darunter, vermutlich hat sie schon oft auf die Uhr geblickt steht eine junge Frau. Verschränkte Arme trotzen der Kälte. Ihr Lippen und ihr unsicheres Lächeln zeigen Vorfreude. Es ist soweit. Endlich. Er kommt. Gänsehaut und Erwartung verwirren sie. Das Gefühl drängt Freudentränen ins Gesicht, die Sehnsucht öffnet ihre Arme, ihre Hände legt sie auf ihren Po und schwenkt sie gleich wieder vor. Die Zugtüren öffnen sich. Turnschuhe, Baseballmütze, Steppja-

cke und weite Sporthose strahlen weiß auf seinen solarbraunen Körper, von dem nur ein jugendliches Gesicht und Hände sichtbar bleiben. Zu Hautfarbe und blonden Haar passend, im Kontrast zur fehlenden Kleiderfarbe: Gold. Grosse Ringe an den Fingergliedern und kleine an den Ohren. Dazu großgliedrige Ketten. Eine wirbt mit großen Buchstaben für einen italienischen Moderiesen. Aus einer alten Kollektion auf dem Trödel erworben. Das Bild der Liebe gebrannt in sehnsüchtige Träume wird jetzt an Realität gemessen. Seine Stadt hat ihn verändert, und sie trägt jetzt offenes Haar. Natürlich umarmen die beiden sich. Es gehört sich so. Doch ein Widerstreben ist

erwacht. Der Kuss trocknet schnell auf den Lippen. Nebeneinander gehen sie in gehen sie weg. Es gibt viel zu erzählen. Geliebte haben sich geändert. Die Türen schließen nach krächzend missverständlicher Lautsprecherstimme. Die Reise geht weiter. Der Zug beschleunigt, vor verschlossener Schranke blickt ein altes Ehepaar mit roten Mützen und beigefarbenen Anoraks und blickt den Zug leer an. Eintauchen in Birkenwald mit seinen knochigen, hellen Stämmen. Das Walddunkel wandelt sich in einen Schlund mit gefährlichen Zähnen. Darüber sprühen Kronen dünne Zweige schwarz ins Wolken-
grau.

Stellas Licht

Stellas Licht
beglitzert schwarze Wellen
zur Inselnacht.
Adriatisch erhebt
Vollmond
magisch Blütenpracht,
und mein Finger
führt Zauberstaub
von Blume
zu Dir.

Erziehung

Kinderstube

Bei Kinderstube
denk ich an Schokolade
und warmgebettete Endorphine
und
hübsch geteilte
Babyglieder,
Arm, Aug & Gedärm
nach

Bombenhagel
ins Massengrab gescharrt.

Menschlichkeit

Menschlichkeit
achte ich
mit gleicher Sorge,
mit der ich sie fürchte.
Verwirren mich Lippenguss
und Todesstoss
mit Schmerz
aus Liebe und Hass

Herbst, vor dem Winter

Dem Novembersommer trotzte die Herbstsonne. Und ich gesellte mich mit T-Shirt und Decke auf den Boxi zu den anderen. Umtrödelt von Touristen bezeugten babylonische, durch akustische Gitarren und elektronische Effektgeräte begleitete Gespräche freundschaftlich unsere Gemeinschaft. Wir waren da. Ich – Du: Wir alle. Genossen der Freude. Kraftvoll strahlten in Friedrichshain Spaß und Harmonie. Ebenso typisch das Erwachen. Am nächsten Morgen spielte Kraft eine neue Rolle. Tristesse erdrückte den Boxhagener Platz. Vereinzelt saßen in Tat und Gefühl Verarmte verstört neben-

einander. Drogenkonsum diene nicht dem Rausch, sondern dem Ertragen des Seins. Nasses Papier warb für gestrige Veranstaltungen, bevor Schuhe es in den Sand trieben. Pappschachteln und Plastikbecher wehten umher. Graue Haare mit kaputter Kleiderkammerjacke fanden gelbfingrig abgebrannte Joints und reihten sie auf die Bank: Die Filter auf das Holz gelegt, zielten vorstehende Aschenenden kanonengleich auf Passanten. Bis der Grauhaarige sich zu ihnen setzte und sich an innere Werte wandte. Süß wehte Wind betäubende Müllverwertung herüber. Eine Frau breitete ihre Decke aus. Ein Rand für ihr Baby. Einer für sie. Sie lehnte sich zurück. Schloss die Augen. Belauschte zie-

hende Autos. Ihr waches Baby probte seine Sinne vergnügt am alten Plastikbecher. Die Mutter merkte nichts. Bevor die Mutter die Augen öffnete lutschte es seine Hände. Die Mutter wirkte glücklich: „Wie niedlich Du doch bist!“, dachte sie und begann ihr Mutter-Kind-Spiel. Bauchkitzeln, hochheben, Streicheln, Knuddeln, Nasereiben... Ich war sehr traurig, als ich Tage später zufällig erfuhr, dass das Baby an Hepatitis gestorben war. Der Überträger war unbekannt. Ich verdächtigte den Parkmüll: Er begleitet Armut. Genauso wie das Leid.

Und...

Copyright

©Martin Teuschel -
www.bwernerplakate.de Alle Text, die
innerhalb dieser Datei veröffentlicht sind
bleiben Eigentum der Autorin/ des Autors.
Soweit nicht anders vermerkt, können und
sollen sie weiterverwertet werden. Alle Inha-
te Werk sind unter einer Creative Commons
Lizenzlizensiert. Näheres findest du unter
<http://creativecommons.org/licenses/by/2.0/de/>

Kontakt

martin@berlinerplakate.de